

35. Ausgabe 2022

Gestalt-Institut
Frankfurt am Main



Gestalt Zeitung



Corona

Chronologie der Pandemie
Kritik an der Pandemie-Strategie
Zwischenbilanz des GIF
Erfahrungsberichte
Krise
Hoffnung

Editorial (Detlef Klöckner).....	3
Detlef Klöckner: Die Coronapandemie.....	4
René Gottschalk: Ein Vergleich vergangener Infektionskrankheiten mit der COVID-19-Pandemie.....	13
Mitglieder des Teams der FortbildungsleiterInnen des GIF: Erfahrungsberichte mit Corona.....	16
Martina Gremmler-Fuhr: Krise.....	24
Knut Boeser: Hoffnung - Sehnsucht nach erfüllter Gegenwart.....	33
Fritz B. Simon: Nachruf auf Helm Stierlin.....	44
Ulrich Lessin: Zum Tod von Hans Jellouschek.....	45

Gestalt Zeitung 35. Ausgabe 2022

Jahresschrift des Gestalt-Instituts Frankfurt am Main e.V. (GIF)

Redaktionsteam:

Detlef Klöckner (Redaktion),
Mihrican Özdem (Korrektur)
Ulrich Lessin (Layout und Satz)
Stefan Lorenz (Titelseitengestaltung)

Herstellung:

BASIS-DRUCK GmbH, Springwall 4, 47051 Duisburg
Tel.: 0203- 9927924

Erscheinungsweise:

Die Gestalt Zeitung erscheint jährlich. Abonnenten erhalten die Zeitschrift automatisch zugesandt. Bestellungen richten Sie bitte an das Sekretariat des GIF. Nutzen Sie hierfür den Bestellcoupon auf der Website des GIF. (Einzelpreis je Heft € 10,-)

Alle Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Nachdrucke sind nur mit schriftlicher Genehmigung und unter Quellenangabe zulässig. Redaktionsschluss für Beiträge ist jeweils der 10. Oktober, für Anzeigen der 31. Oktober.

Es wird keine Gewähr für unangefragt eingesandte Manuskripte übernommen. Die Redaktion behält sich das Recht vor, Beiträge und Leserbriefe zu kürzen.

Gestalt-Institut Frankfurt (GIF)

Redaktion **Gestalt Zeitung**

Wilhelm-Hauff-Str. 5

60325 Frankfurt am Main

Zum Titelbild:

Mona Lisa hat hier keinen Pfeil Amors erwischt. Schade, eigentlich. Vielleicht hätte es ihr unergründliches Lächeln aufgeweicht. Aber, auch Sie entgeht nicht der Exit-Strategie der Bundesregierung: Normalität nur, wenn sich genügend impfen lassen. Manche finden es zwingend, anderen ist es egal, wiederum andere fühlen dadurch Leib und Leben bedroht... Die Collage ist ein Gemeinschaftswerk von Stefan Lorenz und Detlef Klöckner.

Liebe Leserin, lieber Leser,

Wer hätte so weit gedacht? Seit 2 Jahren hält uns eine globale Pandemie in Atem, unterbindet das gewohnte Leben, fordert uns auf vielen Dimensionen heraus, physisch, psychisch und sozial, alltagspraktisch. Eine Stimme für viele: „Mein Leben unter der Pandemie? Das ist ständige Unsicherheit, ein dauerndes Organisieren, ein Sehnen nach Normalität. Sich einfach nur bewegen dürfen, wohin man will, ohne nachzudenken.“ Für viele steht die ökonomische Bedrohung über allem: Insolvenzen, Pleiten, Kurzarbeit, Entlassungen, ein Ende des hohen Lebensstandards, berufliches Umdenken. Und, wie in allen Krisen, es gibt auch Gewinner, es gibt Umstände, die lassen bestens klarkommen, Berufe, die jetzt mehr denn je gefragt sind, und Menschen, die sich freuen, dass die grauenvolle Überfrachtung des Alltags nachließ. Soll nie mehr so werden!

Dachten wir nicht, nachdem die grauenhaften Seuchen der Nachkriegszeit (Polio, Pocken, Diphtherie, Tuberkulose, ...) hinter uns lagen, so käme es nie mehr? AIDS? Damit lässt sich doch mittlerweile leben, oder? Ebola? Gott, wer reist schon in den Kongo? Wie, Influenza? Jetzt hör' aber auf! Dachten wir überhaupt etwas dazu? Wir Seuchenentwöhnten lernen jetzt im Akkord, was es heißt, achtzugeben, auch auf andere, sich einzuschränken, Unabänderliches hinzunehmen.

Es zeigen sich Unterschiede in der Selbstorganisation. Manche sind krisenfester, bereit, sich eine Zeit lang einzuschränken, manche kreativer im Umgang mit der Situation, andere angstanfälliger, wiederum andere so zwanghaft oder egozentrisch, dass sie alle Energie darauf verwenden, sich aufzubauen, es partout nicht hinnehmen können, und einige wissen es besser: „Alles ein großer Schwindel! Ich schick dir mal den Link.“ Die Pandemie verbindet und polarisiert zugleich.

Und es gibt verblüffenderweise eine Generation, die es aktuell besonders schwer hat: die *Generation Z*. Was das ist? So beschreiben Soziologen die jungen Digital Natives, aufgewachsen mit Instagram, Youtube und Youporn, schneller mit den klopfenden Daumen als Lucky Luke mit dem Revolver, Liken von früh bis zum Einschlafen, tausende Freunde, dauervernetzt. Und jetzt? Lost.

Die Corona-Pandemie hat deren manifeste Berührungsarmut und Einsamkeitsgefühle noch verschärft. Die Angst, etwas zu verpassen, hat

zugenommen, ebenso das Empfinden, die Kontrolle zu verlieren, steuerlos im Orbit zu kreisen. Studien zeigen, dass ältere Generationen deutlich unangestregter mit den Phasen des Alleinseins klarkommen, sich umstandsloser darauf einstellen.

Eine Studie der Universität Princeton fragte nach, wie sehr sich Menschen als Teil der Gesellschaft fühlen und ob sie unter Ausgrenzung leiden. Daneben mussten die Probanden sich zu extremen Überzeugungen positionieren. Die Ergebnisse überraschen nicht wirklich, sie machen aber nachdenklich: Menschen, die sich ausgegrenzt fühlen, haben eine gesteigerte Neigung zu Verschwörungstheorien und esoterischen Kausalitäten. Auf diesem Weg docken Ausgegrenzte an, fühlen sie Halt und die vermisste Gruppenzugehörigkeit (vgl. Melanie Mühl: Das Gift der Einsamkeit. In: FAZ, 13.08.2021, S.9).

Viele der Generation Z gehen diesen Pfad nicht, sie bleiben lieber einsam. Kein Grund zur Freude, da vermeidet Not weiterführendes Elend. Wir wissen, ungewollte Einsamkeit kann krank machen. Sie schwächt das Immunsystem in einer vergleichbaren Größenordnung wie Essstörungen und substanzinduzierte Suchterkrankungen. Und es kann sich aggressionsfördernd auswirken, im schlimmsten Fall in Hass umschlagen. Man denkt unwillkürlich an die nächtlichen Randalen Jugendlicher während der Pandemie.

Im Koalitionsvertrag der letzten Merkel-Regierung stand, dass Handlungsbedarf besteht hinsichtlich zunehmender Vereinsamung. War das an der Sozialpolitik zu erkennen? Der psychosoziale Preis der Pandemie, neben allen anderen Auswirkungen, ist nicht gerecht verteilt. Wir werden höllisch aufpassen müssen, welche Konsequenzen sich für wen herauskristalisieren, wie sich das in Psychotherapie, Beratung und Supervision zeigen wird.

Aber jetzt, trotz schwieriger Zeiten – Corona ist beileibe nicht das einzige Thema, das uns umtreibt: viel Spaß und neue Erkenntnisse beim Lesen! Und, bleiben Sie gesund und guter Dinge!

Detlef Klöckner

Das ewige PS: Erfreuen Sie sich nicht als Zweitleser, erwerben Sie die GestaltZeitung: Wir sind als knapp kalkulierende Institutsschrift auf Käufe angewiesen.

Die nächste, die 36. Ausgabe der GestaltZeitung, 2023, hat das Leitthema „Lebensfreude – Sexualität – Beziehung“.

Einsendeschluss für Artikel, Rezensionen und Leserbriefe ist der 20.09.2022, für Werbeanzeigen der 31.10.2022.

Die Coronapandemie

– Kritische Chronologie einer Krise

von Detlef Klöckner

4 | Diskurs

Am 3. Januar 2020¹ meldet die chinesische Seuchenschutzbehörde ein rätselhaftes Lungensyndrom, das auf einem Coronavirus beruht. In den Wochen davor vertuscht das Politbüro Berichte über die neuartige Erkrankung; Ärzte und Journalisten, die im Internet warnen, werden mundtot gemacht. Im Dezember 2019 lagen die ersten Laborbefunde aus Wuhan vor. Peking wies die Labore an, die Proben zu zerstören und sich nicht zur beunruhigenden Diagnose zu äußern. Wochen, die den Verlauf der Pandemie entscheidend beeinflusst haben, verstrichen tatenlos.

Eine Studie der Universität Southampton stellt fest, dass die Zahl der Infektionen in China um mehr als 80 % geringer ausgefallen wäre, hätte man die Gegenmaßnahmen früher ergriffen (Böge 2021), und eine Studie der Gates-Stiftung behauptet: Wäre China den Ansteckungen von Anfang an konsequent nachgegangen, hätte die Pandemie vollständig verhindert werden können (Ankenbrand / Kopplin / Krohn / Lindner et. al. 2021).²

Am 20. Januar erklärt China erstmals, dass das Virus von Mensch zu Mensch übertragen wird und sich medizinisches Personal angesteckt hat. Am 23. Januar dreht sich das chinesische Seuchenmanagement um 180 Grad. Die Millionenstädte Wuhan und Huanggang werden abgeriegelt und vom öffentlichen Verkehrsnetz getrennt. Niemand darf die Städte verlassen. China demonstriert dem Westen fortan mit großem materiellen und propagandistischen Aufwand, wie man erfolgreich eine Seuche bekämpft. Die EU spricht unverhohlen von einer Konkurrenz der Systeme (Gerhards / Zürn 2021). Aber noch bleibt alles ruhig, Corona bekommt in etwa die Aufmerksamkeit eines Ebola-Ausbruchs im Kongo. Beängstigend, aber sehr weit weg.

Am 30. Januar ruft die WHO den internationalen Gesundheitsnotstand aus und am 11. Februar erhält die aus China kommende Krankheit den Namen Covid-19 und das Virus die Bezeichnung Sars-CoV-2. Am 11. März erklärt die WHO Covid-19 zur weltweiten Pandemie.

Am 13. März verhängt die österreichische Regierung eine Quarantäne über den Skiort Ischgl. Zahlreiche Touristen haben sich dort mit dem Coronavirus angesteckt, reisen fluchtartig ab und tragen das Virus in ihre Heimatländer. Ischgl wird zum Superspreader.

Bund und Länder beschließen am 16. März, das öffentliche Leben einzuschränken, und Kanzlerin Merkel erklärt am 18. März die Coronapandemie als größte Herausforderung der Gesellschaft seit dem Zweiten Weltkrieg. Von da an werden Abstands- und Hygieneregeln, eine Maskenpflicht, Versammlungsverbote und Schließungen von Läden und öf-

fentlichen Einrichtungen angeordnet, für Krankenhäuser und Pflegeheime gelten Besuchsverbote.

Am 19. März 2020 zeigt die Tagesschau (ARD) den Einspieler einer Kolonne Militärlastwagen aus der Provinz Bergamo, die Tote in Krematorien befördern. Es folgen Bilder von reglosen Patienten auf einer Intensivstation und von Pflegepersonal in futuristischer Schutzkleidung. Die italienische Gesundheitsministerin sagt in einem Interview, dass Covid-19 das staatliche Gesundheitssystem, nach ihrer Aussage eines der besten der Welt, vollständig überfordert.

Bis Ende März sterben dort mehr als 10.000 Menschen im Zusammenhang mit Covid-19. Was unwidersprochen bleibt, ist, dass infolge einschneidender Sparmaßnahmen Italien auf ein marodes Gesundheitswesen blickt, Kliniken in der Lombardei schon bei herbstlichen Grippewellen kollabieren, die Region Norditalien unter massiver Luftverschmutzung leidet, die dort mehrfach vorerkrankten Gestorbenen an chronischen Atemwegserkrankungen litten und durchschnittlich über 80 Jahre alt waren, was in etwa der allgemeinen Lebenserwartung entspricht.

Das Krisengebiet Lombardei war eine denkbar schlechte Folie für die Bewertung und die nachfolgenden Maßnahmen, aber es bildete den Kompass und beförderte die Pandemie zur Katastrophe und zum gesellschaftspolitischen Jahrhundertereignis, bevor sie so recht begonnen hatte. Ähnlich dramatische Beiträge legen den Tonfall der nächsten Wochen fest. Die USA, mit überbeurtem Gesundheitssystem und Millionen chronisch kranken Menschen ohne Krankenkassenversorgung, entwickeln sich zum Land mit den höchsten Corona-Fallzahlen und einer exorbitanten Sterberate.

Am 30. April kommt es nach einem österlichen Teillockdown bereits wieder zu ersten Öffnungen und in ganz Deutschland zu Demonstrationen gegen die behördlichen Maßnahmen. Es geht eine bunte Mischung aus Linken und Rechten, Esoterikern, Verschwörungstheoretikern und Unzufriedenen aller Couleur auf die Straße und beklagt die Einschränkung von Freiheitsrechten.

Soweit zur Formungsphase der Coronapandemie. Auffallend waren unbedachte, sich häufig widersprechende politische Entscheidungen zu Prävention und pandemischer Steuerung. Von Anfang an beherrschten ein autoritärer Duktus, Dramatisierung und Drohgebärden die mediale Kommunikation, und in Verbindung mit fachlichen Fehlern der Politik trug dies zur Verängstigung und Verunsicherung der Bevölkerung bei.

Kommentare zum Beginn der Pandemie

Hätte man es ruhiger und bedachter organisieren können? Durchaus. Die Expertise für Pandemien ist vorhanden. Die Politik hätte nur ihren Gesundheitsämtern, ihren epidemiologischen und infektiologischen Instituten folgen und unterstützende Politik aus der zweiten Reihe betreiben müssen, wie es vor Covid-19 üblich war.

¹ Alle diskreten Zahlenangaben aus dem Jahresrückblick der FAZ, 6.12.2020, S.16 ff., und aus Böge / Sattar 2020.

² Um die Daten- und Informationsflut einigermaßen überschaubar zu halten, habe ich mich weitgehend auf die Berichterstattung der Frankfurter Allgemeinen Zeitung beschränkt, einer Tageszeitung, die für journalistische Qualität bürgt und sich nicht dem Verdacht aussetzt, plakativ und populistisch zu kommentieren.

Im Oktober 2019 erreicht den Bundestag eine Eingabe, in der Experten prognostizieren, dass die beobachtete Entwicklung einzelner Virenstämme darauf schließen lässt, dass sich demnächst ein bisher unbekannter Virus aus der Gruppe der Sars-Viren ausbreiten wird. Der vorsorgliche Hinweis endet mit der dringenden Bitte, die nötigen Mittel zur Verfügung zu stellen, um für einen Seuchenausbruch gewappnet zu sein. Diese Eingabe hat es nicht auf die Tagesordnung gebracht, es gab nie eine Debatte – nicht wichtig genug.

So weit, so normal. Gesundheitspolitische Probleme, lästiges „Gedöns“ (Ex-Bundeskanzler Schröder) überließ man bereitwillig den entsprechenden Fachgremien. Gab es etwas zu entscheiden, holte das Gesundheitsministerium den Rat der Gesundheitsämter und Fachauschüsse ein, stellte lautlos Mittel zur Verfügung und wendete sich wieder dem Tagesgeschäft zu, den wirklich wichtigen Dingen. Als Rita Süsmuth sich zu engagiert, zu fordernd um die AIDS-Pandemie kümmerte, wurde es Bundeskanzler Kohl irgendwann zu bunt und er lobte sie vom Amt des Gesundheitsministers weg ins Amt der Vizepräsidentin des Bundestags. Endlich war wieder Ruhe.

Deshalb noch mal: Hätte man es gemäßigter angehen können? Nicht bei der heutigen Politik- und Medienkultur, behauptet der Philosoph Peter Sloterdijk: „Dank der Medien leben wir in Erregungsräumen, die durch wechselnde Themen gesteuert werden.“ (Sloterdijk 2020, S. 47) Aufgeschreckte, um ihre Reputation bangende Politiker und ein medial erst einmal etablierter Ausnahmezustand erzeugen eine thematische Einengung und verändern die Wahrnehmung der Pandemiephänomene. Zum Beispiel so: „Wir entwickeln derzeit ein heikles, leicht unheimliches Gegenseitigkeitsbewusstsein. Der Mitmensch (...) flößt etwas ein: Der Nächste könnte unbewusst ein Virenträger sein. Mit Corona wird der symptomfreie *spreader* zu einer bleibenden Figur werden“ (ebenda, S. 47). Ein düsterer Automatismus, dem die Politik und die Medien unterliegen?

In diesem Falle war es so. Nach einer anfänglichen Konfusion, in der sich ExpertInnen und PolitikerInnen stritten, ob die Krankheit nun als schlimm oder weniger beunruhigend einzuschätzen sei, dominierte bald Alarmstimmung die öffentliche Diskussion. Plötzlich „explodierten“ die Zahlen der Infizierten, wuchs Covid-19 „exponentiell“ an, spitzte sich die Lage „dramatisch“ zu (Giordano 2021a, 2021b). Das Ganze unter-

legt mit Berichten von überlasteten Intensivstationen, übernachteten ÄrztInnen, verzweifelter Pflegepersonal, das dem Aufkommen schwersterkranker Patienten an Sauerstoffgeräten nicht mehr nachkam. Das Grauen der *Triage* machte die Runde. Wenn nicht mehr alle behandelt werden können, wen lässt man sterben?

Es waren schreckliche Anfangswochen auf dem Hintergrund ungenügender Vorbereitung und defizitärer Strukturen des Gesundheitssystems, nur wurde das nicht so benannt. Bezahlte werden Kliniken seit deren Privatisierung nach Fallzahlen; Liegezeiten, also Pflege und Regeneration rechnen sich nicht, die Bettenzahl und das Personal wurden in den letzten Jahren drastisch abgebaut, und die Anteilsnehmer der Klinikonsortien erwarten jährlich eine dicke Rendite.

Und die Politik? Befand sich zunächst im Tiefschlaf, entschuldigt hat sich niemand dafür, dann aber wurde umso entschlossener eingegriffen. In nie zuvor da gewesener Weise trat plötzlich die Ministerriege an und ermächtigte sich wortgewaltig des Prozesses. Seither berichtet die Presse, senden Nachrichtensendungen, Dokumentationen und Talkshows täglich rund um die Uhr mit einem Aufwand, der an Olympiaden erinnert und mit dem immer gleichen Tenor und Personenkreis. Jede(r) Politiker(in) verfolgte eigene, nach Bundesland verschiedene Interessen, jede(r) hat einen Virologen an der Seite, der für die Fachlichkeit der politischen Maßnahme zeugt.

Warum eigentlich Virologen? Was haben Virologen, die im Labor für Grundlagenwissen sorgen, mit Gesundheitspolitik zu tun? Wahrscheinlich sind sie durch ihre begrenzte Arbeitsperspektive einfacher politisch einzuspannen als komplex agierende, systemisch abwägende Gesundheitsexperten, die sich zunächst über ihre Ausboosterung wunderten, dann hörbar beschwerten. Nur, registriert hat es niemand mehr. Die eingeschlagene Pandemiapolitik, die mediale Dynamik, siehe Sloterdijk, rollte.

Chronologie ff.

Seit Anfang 2020 legt das Virus weltweit die wirtschaftliche Produktion lahm und fesselt Menschen an ihre Wohnungen. Die Bundesregierung verabschiedet wiederholt Wirtschaftshilfen und Maßnahmenpakete zur Eindämmung der Pandemie. Der Bundestag beschließt am 2. Juli, in einem zweiten Nachtragshaushalt zusätzlich 217 Milliarden Euro neue Schulden für ein Konjunkturpaket aufzunehmen, die EU beschließt mit 780 Milliarden Euro das größte Hilfspaket der

EU-Geschichte. Die Zahl der Coronainfizierten steigt weltweit unvermindert an, Reiserückkehrer müssen sich kostenlos auf den Coronavirus testen lassen.

Nach der ersten Welle wurde im Sommer 2020 versäumt, von den Erfolgen der asiatischen Länder zu lernen. China, Südkorea und Taiwan erweisen sich als enorm erfolgreich. Die anfängliche Verschleierung und Intransparenz des chinesischen Parteistaates wurde von einer unglaublichen Mobilisierungskampagne abgelöst. In einem atemberaubenden Tempo gelingt es dort, die Pandemie einzuhegen.

Eine robuste Durchsetzung flächendeckender Maßnahmen, der volle Einsatz digitaler Hilfsmittel und folgsame Bürger in den vorgenannten Staaten führen zu den beeindruckenden Ergebnissen. Bei uns begnügt man sich mit einer angstmachenden Dauerbeschallung der Bürger, Appellen an die Einsicht und Einhaltung der sogenannten AHA-L+A-Regeln (Abstand, Hygiene, Alltagsmaske, Lüften, App-Nutzung).

Ab Oktober kommt es wieder zu Ausgangs- und Kontaktbeschränkungen, es werden sämtliche Gastronomie, Freizeiteinrichtungen, Theater, Kinos und Konzertstätten geschlossen. Ab 16. Dezember wird das öffentliche Leben in einem erneuten Lockdown weitgehend heruntergefahren.

Es beginnt die heiße Phase der Testung von Impfstoffen, die ab Beginn des Jahres 2021 zur Verfügung stehen und zur Wende im Pandemieprozess führen sollen. Langsam kristallisiert sich heraus, dass die Hoffnung auf eine Normalisierung des Lebens am Impfstoff und an die Durchimpfung der Bevölkerung gekoppelt ist, die nach Verfügbarkeit und Risikogruppen Impfbegabte erhalten werden. Eine Impfpflicht soll es nicht geben.

Bis zum 26. Februar 2021 hatten etwa 60 % der Bewohner von Alten- und Pflegeheimen eine Zweitimpfung erhalten, bis Ende September 2021 war etwa 65 % der erwachsenen Bevölkerung in der BRD geimpft. Seither stockt die Impfkampagne.

Der schlampige Umgang mit Zahlen und medizinischen Begriffen

Niemand wusste, wie viele Menschen infiziert waren und einen unauffälligen Verlauf hatten, und niemand bemühte sich um belastbare Zahlen und Einordnungen des Geschehens, wie es das naturwissenschaftliche Paradigma voraussetzt. Erst im Sommer 2021 (!) wurde eine seriöse Hochrechnung veröffentlicht, die davon aus-

6 | Diskurs

geht, dass, konservativ geschätzt, mindestens 40 % an unerkannten Erkrankungen auf die bisherigen Fallzahlen dazugerechnet werden müssen. Da unerkannt bleibt, was einen milden Verlauf nimmt, senkt diese Hochrechnung die maligne Qualität des Virus erheblich.

Aber der Reihe nach: Tageszeitungen veröffentlichen den täglichen „Medaillenspiegel“, sprich Werte und Prozentzahlen, die den Stand der Pandemie abbilden sollen. Da aber alle präsentierten Zahlen schlampige Zuordnungen enthalten, muss man sie erklären.

Neuinfektionen: Bei so vielen Menschen hat ein Test auf das Virus Sars-CoV-2 positiv reagiert. Wie viele Personen im gleichen Zeitraum insgesamt getestet wurden, wird nicht in Relation gesetzt. Von daher entsteht ein verzerrtes Bild. Denn je mehr Testungen, desto mehr positive Fälle, je weniger, desto weniger.

Dunkelziffer: Entscheidend für eine Berechnung sämtlicher Infizierter, ob getestet oder nicht, ob mit oder ohne Symptome. Die Dunkelziffer ist wesentlich für eine seriöse Einordnung der Virusqualität. Für eine derartige Schätzung braucht es repräsentative Stichproben.

Coronatote: Anzahl Gestorbener, bei denen eine Infektion nachgewiesen wurde. Ob diese an Covid-19 gestorben sind oder an einem anderen Leiden, wird nicht unterschieden. Um eine Todesursache exakt zu bestimmen, ist es notwendig, die Verstorbenen zu obduzieren, was so nicht angeordnet wird. Täte man es, bestünde Klarheit über die Gefährlichkeit des Virus (Becker / Schmoll 2021).

Sterblichkeitsrate: Die Zahl der mit Covid-19 Gestorbenen geteilt durch die Zahl der bestätigten Fälle. Soll auch die Gefährlichkeit des Virus einordnen. Da beide Ausgangswerte schief sind, lässt die so ermittelte Sterblichkeitsrate das Virus gefährlicher erscheinen, als es tatsächlich ist. Zur Ermittlung der tatsächlichen Sterblichkeitsrate ist es naheliegend, eine Region auszusuchen, dessen Dunkelziffer gering ist.

Genesene: Anzahl der Personen, die nach einer positiven Testung und einer nachfolgenden Erkrankung als genesen gemeldet werden. Da die Gesundung, anders als die positiven Testungen, nicht gemeldet werden müssen, ist der Vergleich nicht aussagekräftig.

Inzidenz: Zahl der nachgewiesenen Infektionen, der positiv Getesteten, pro 100.000 Einwohnern binnen einer Woche. Die Zahl ist ein völlig diffuser Indikator, da (a) negative Tests nicht gemel-

det werden müssen, aber (b) Mehrfach-Positivtestungen einer einzigen Person der Summe zuaddiert werden (bei einer Infektion wird so lange getestet, bis die Tests wieder negativ ausfallen) und (c) unterschiedlich häufig getestet wird. Viele Testungen führen zu einer Erhöhung, wenige verringern die Inzidenz (Benrath / Franke / Theile 2021; Gottschalk 2021).

Gesundheitsfachleute kritisieren die Zusammenstellungen solcher Zahlen als nicht aussagekräftig und kaum verwertbar (Mihm 2020; Grundmann 2020; Anderl 2020). Der Volkswirtschaftler Prof. Klaus Wälde spricht hinsichtlich der veröffentlichten Infektionszahlen von „einer völlig verzerrten Stichprobe, die nicht dafür taugt, um damit Maßnahmen wie Beschränkungen zu definieren“ (Wälde 2021, S. 33). Er sieht das Problem darin, dass zu verschiedenen, sich ständig ändernden Anlässen getestet wird und sich die Versuchsanordnung statistisch permanent ändert. Deshalb kann damit auch keine Entwicklung beschrieben werden.

Eine sinnvolle Risikosteuerung seitens der Politik setzte voraus, brauchbare Statistiken zur Verfügung zu haben, statistische Zahlen zu verstehen und deren Ergebnisse sinnvoll in die Öffentlichkeit zu tragen, anstatt täglich emotionalisierende Zahlenwerke vorzulegen und mit sorgenvollen Befürchtungen zu garnieren. PolitikerInnen haben aber nur selten eine Ausbildung in statistischem Denken, für sie sind Zahlen beliebige Transportmittel ihrer politischen Motive.

„Statistisches Denken wäre heute ein wichtiger Teil der Bildung“, sagt der Psychologe und Risikoforscher Gerd Gigerenzer (2020, S. 16). Er verweist auf Untersuchungen zum statistischen Verständnis von Ärzten in Deutschland und den USA. Das Ergebnis ist niederschmetternd. „Drei Viertel der Ärzte sind sich nicht sicher, was die Gesundheitsstatistiken in ihrem eigenen Fach bedeuten“ (ebd., S. 17).

Von Beginn an ringen Bund und Länder darum, welche Daten sie präsentieren wollen und welche Schlüsse aus diesen zu ziehen ist. Was hauptsächlich präsentiert wird, ist in den Worten des Chirurgen und Medizinpublizisten Bernd Hontschik „Zahlenschrott“, da kein Überblick besteht, wie viele Tests negativ ausfallen; welche Teilpopulationen getestet werden; wie viele Infizierte symptomfrei und ohne Testung existieren, von daher auch nichts darüber ausgesagt werden kann, wer bereits genesen ist; Richtwerte ständig verändert werden, in Summe kein quantitativer, ergo kein qualitativer Zugriff auf den

Stand der Pandemie möglich wird (Hontschik 2020 a).

Aber bleiben einfache Fakten nicht einfach Fakten? Nein, es muss vorher immer gefragt werden, welche Wissenschaft welche Perspektiven verfolgt und über was anhand welchem robusten Vergleichskontext Aussagen gemacht werden sollen. Die Erkenntnisse von Virologen beziehen sich auf die molekulare Struktur von Viren, Epidemiologen und Infektiologen arbeiten mit empirischen Modellen und Erfahrungswissen der Verbreitung und Eindämmung, der Blickwinkel von Soziologen ist auf soziale Strukturen und Prozesse gerichtet, Juristen halten der Steuerung der Pandemie die Verfassung entgegen und Statistiker arbeiten mit repräsentativen Stichproben auf der Grundlage der Wahrscheinlichkeitsrechnung.

Und Politiker? Schielen auf Beliebtheitswerte, Parteiprogramme und Wahlprognosen. Zurückhaltende und differenzierte Eingriffe bergen für sie die Gefahr, als Person und Partei nicht genügend präsent zu sein oder einzelne Bevölkerungsgruppen gegen sich aufzubringen.

Reicht das, um sagen zu können, deshalb würden unzureichende Materialsammlungen gegen besseres Wissen der Fachleute verbreitet? Hier wird es heikel, da ein Pandemiemanagement neben der Faktenlage immer auch für eine Umgangsatmosphäre sorgen muss. Eine geheime Anordnung des Innenministeriums an das Robert Koch-Institut könnte weiterhelfen. Die Anordnung lautete, Zahlen so zu präsentieren, dass die „notwendige Schockwirkung in der Bevölkerung erzeugt wird“ (Dokument gezeigt und zitiert im Heute Journal des ZDF). Ein Beitrag dazu erschien im Frühjahr 2021 einmal kurz im *heute-journal*, sickerte dann aber unkommentiert durch die politischen und medialen Maschen.

Da es auch sichtbaren Widerstand gegen die Pandemiemaßnahmen gibt, den man so klein wie möglich halten will, ging / geht man wohl davon aus, dass eine Steuerung der Bevölkerung nur gelingt, wenn in gehörigem Maß Angst erzeugt, für die nötige Disziplin im Umgang mit Hygienevorschriften gesorgt und für den Ausweg Impfung geworben wird.

Eine besondere Rolle kommt einzelnen Influencern zu, die für die nötige Aufmerksamkeit sorgen, wie Prof. Lauterbach, gesundheitspolitischer Sprecher der SPD, dem es aufgrund seiner immer noch einen Deut besorgteren Haltung gelingt, sich als Funkturm des Pandemieprozesses zu positionieren. Seine meist pessimistischen Vorhersagen passen zu den Verlautbarungen der

Regierung, und mit der geliehenen Autorität des Harvard-Honorar-Professors kommentiert er Untersuchungsergebnisse mit dicken Ausrufezeichen, die sich bei näherer Betrachtung bestenfalls konjunktivisch interpretieren lassen.

Historische Vergleiche

Im 20. Jahrhundert verschwand die Cholera aus Europa und die WHO verkündete die Ausrottung der Pocken. Seuchen schienen der Vergangenheit anzugehören, bis AIDS, Ebola und die ersten Sars-Viren auftauchten.

Die Coronapandemie überraschte die seuchenentwöhnten Gesellschaften des Westens, die zunächst versuchten, die Situation historisch einzuordnen. Man weiß, Infektionskrankheiten greifen bevorzugt dort um sich, wo Menschen eng zusammenleben und sich Erreger über Handelswege ausbreiten. Wie auf diese Tatsachen reagiert wird, sagt viel über die Zeit aus und offenbart den Charakter einer Gesellschaft (Fangerau / Labisch 2020).

Der Philosoph Hegel starb 1831 an Cholera, der ersten Pandemie der Neuzeit. Die preußische Regierung initiierte eine Abwehr, die auf Kontaktvermeidung und Übertragungswege achtete, und die Bekämpfung bekam einen militaristischen Anstrich. Die Choleratoten waren „Schlachtopfer“, und das Militär schützte die Außengrenzen, um dem Feind keine Chance zum Eindringen zu geben. Unter den Bürgern löste die Pandemie Panik aus, und in den Armenvierteln grassierten Verschwörungstheorien gegenüber Wohlhabenden, die sich angeblich mit Giftanschlägen der Armen entledigen wollten (Aschmann 2020).

Zum Vergleich mit Corona werden immer wieder die großen Grippeepidemien herangezogen. Um die Asiatische Grippe 1957 wurde nicht viel Aufhebens gemacht. Bundeskanzler Adenauer regierte zeitweise aus seiner Residenz in Rhöndorf aus, der Kanzler musste das Bett hüten. Die Gefahren wurden heruntergespielt, so kurz nach dem Krieg herrschte eine gelassene Einstellung gegenüber saisonalen Krankheiten. Man hatte andere Probleme.

Die Hongkong-Grippe von 1968/69 kostete weltweit über einer Million Menschen das Leben, in der BRD schätzungsweise etwa 40.000. Der Schulbeginn nach den Weihnachtsferien wurde zum Leidwesen vieler Eltern verschoben, das wars. Die Grippe wurde als harmlos eingestuft, so ist es bis heute geblieben. Das Robert Koch-Institut schätzt aber, dass 2018 etwa 20.000 Deutsche an Grippe verstorben sind.

Das ging weder durch die Presse und Nachrichtenendungen, noch wurden die Toten gezählt, noch kam es zu einschränkenden Maßnahmen. Es gibt bis heute lediglich eine vorbeugende Impfpflicht der Gesundheitsämter.

AIDS verursachte in den Achtzigern eine stumme Panikwelle. Zunächst wurde nur hinter vorgehaltener Hand spekuliert, da sich fast ausschließlich Schwule ansteckten, die Angst hatten, sich zu outen, und in den Folgejahren massenweise starben. Es gab lange Jahre keine wirksame Therapie und bis heute keinen Impfstoff. Rita Süßmuth richtete spezielle AIDS-Stationen in Kliniken ein, es wurden die AIDS-Hilfen zur psychosozialen Unterstützung für Erkrankte und Angehörige ins Leben gerufen. Weltweit sterben bis heute jährlich etwa 2 Millionen Menschen am HIV-Virus, das Sexualverhalten der Mehrheit hat sich kaum darauf eingestellt, die Politik und die Öffentlichkeit nehmen die Seuche einfach hin.

Die Pandemiestrategie (Chronologie ff.)

Teillockdowns werden als „Wellenbrecher“ angeordnet, versehen mit der Hoffnung, das Virus außen vor halten zu können. Als wäre Covid-19 vergleichbar mit den Sternsingern. Sie schellen, man hält die Tür zu und sie ziehen frustriert von dannen. Gefahr gebannt. Umlaufende Viren lassen sich auf lange Sicht aber nicht aussperren, sie nutzen jede Gelegenheit. Es ist nur eine Frage der Zeit.

Zunächst ging es der Politik darum, die Infektionskurve abzuflachen. Weshalb entstand aber der Kontrast zwischen dem hysterischen Alarmismus des Frühjahrs und dem verschlafenen Sommer? Die Entscheidungen der Politik beruhen weniger auf belastbaren Informationen und rationaler Abwägung, sondern sind mehrheitlich das Ergebnis von Diskussionskompromissen, einer Konkurrenz um die größtmögliche Aufmerksamkeit und politische Unangreifbarkeit. Nur nicht an der Urlaubsfreude der Bundesbürger rütteln! Im Herbst stehen Wahlen an.

Große Auseinandersetzungen gab es darum, ob man besonders bedrohte Gruppierungen bevorzugt schützen sollte. Es wurde an die Bewohner und das Personal von Alten- und Pflegeheimen gedacht. Warum hat es nicht funktioniert? Der Schutz der deutschlandweit ca. 800.000 Heimbewohner ist gescheitert, mindestens 29.000 alte Menschen sind bis März 2021 an Corona gestorben. Viele hatten schwere Vorerkrankungen und ein schwaches Immunsystem. Und war das Virus erst mal in den Heimen, war es kaum noch zu stoppen. Zu lange fehlte es an Schnell-

tests, um regelmäßig zu testen. Die Sommermonate wurden mit einer Entspannung der Situation verwechselt und nicht zu einer besseren Vorbereitung auf die nächste Welle genutzt (Beeger / Hauser / Geinitz et al. 2021).

Im ruhigen Sommer 2020 wurde eine historische Chance vertan, und mit dem Ansteigen der Infektionszahlen im Herbst begann eine nächste Phase hektischer Entscheidungen, die in der sogenannten „Bundesnotbremse“ endete, einem Lockdown, der nach Weihnachten begann und bis Ostern gezogen wurde.

Nie berücksichtigt wurde, dass Erkrankungen mit dem allgemeinen Gesundheitszustand der Betroffenen, dieser mit dem Einkommen, dem Wohnquartier, dem Bildungsstand und sozialen Kontakt- und Beziehungsmustern zusammenhängt. Geradezu fatalistisch ist die Einordnung für sogenannte systemrelevante Berufe (Lebensmittelläden, Baumärkte, Apotheken, Arzt-, Psychotherapie-, Physiotherapie-Praxen, ...). Es gab keine Verbote für persönliche Kontakte, wie auch, nur die Anweisung die Hygieneregeln einzuhalten, für geeignete Räumlichkeiten zu sorgen und wenn möglich Internetkonferenzen anzubieten: Toi, toi, toi. Der Kultursektor, Sportangebote, Fitnessklubs, Schwimmbäder, Tanzklubs und Schulen wurden wechselweise vollständig stillgelegt.

Es ist teilweise nicht nachvollziehbar, wem zugehört wird, für pandemierelevante Verhältnisse zu sorgen, und wem nicht. Der Bundesliga, der Championsleague, der Fußball Europameisterschaft und der Olympiade traut man es zu, oder gilt da: Too big to fail? Die Veranstaltungen finden statt, zunächst ohne Zuschauer, jetzt wieder mit, Infektionen werden großzügig in Kauf genommen.

Die Coronapandemie und ihre Bekämpfung reißen riesige Löcher in die öffentlichen Kassen. Die Ausgaben überschreiten die Einnahmen bis April 2021 bereits um 180 Milliarden Euro. Deutschland hat sich auf Generationen verschuldet. Ungefähr 90 % von 135 Regierungen, die auf eine Umfrage der WHO geantwortet haben, melden Überlastungen ihres Gesundheitssystems, die Kassen sind leer, Lieferketten unterbrochen, Pflegedienste und medizinische Versorgungsroutinen fallen weg (Hein 2020). Im Sommer 2021 wird die Zukunft vorbereitet. Die Regierung scheut aber, eine Impfpflicht einzuführen. Alles Erdenkliche, nur kein verordneter Zwang!

8 | Diskurs

Konsequenzen für Entwicklungsländer

Was passiert außerhalb Europas? Bis Ende September 2021 waren etwa zwei Drittel der Weltbevölkerung noch ungeimpft, hauptsächlich in Afrika, Asien und Mittelamerika, weil die Herstellfirmen ihre Impfdosen entgegen der internationalen Verträge lieber teurer an die reichen Länder verkaufen (Röttingen 2021). Entwicklungsländer flehen um den Impfstoff, ihnen droht eine ökonomische und humanitäre Katastrophe. Sie verfügen nicht über die wirtschaftlichen Mittel und es fehlt an den nötigen Gesundheitssystemen. Die Seuchenabwehr, soziale Distanz und Lockdowns, ist nicht praktikierbar, insbesondere nicht in urbanen Slums und auf dem Land, nicht für die Armen, die zum Überleben nichts anderes einsetzen können als ihre Mobilität und Tatkraft. Die Maßnahmen führen zu weiterer Armut, Hungersnöten und zur Ausbreitung anderer Krankheiten, die wegen der Pandemie vernachlässigt werden.

In den Subsahara-Staaten Afrikas, „wo riesige Familien von einem einzigen Arbeitsplatz abhängen, gibt es (...) keine Schutzschirme, keine Soforthilfen, kein Kurzarbeitergeld, keine Arbeitslosenhilfe. Die Menschen sind auf sich allein gestellt“ (von Poser 2020, S. 17). Krankheiten breiten sich aus, aber viel Aufsehen erregt das stille Siechen und Sterben außerhalb der Städte nicht. Die Zahl der Kinder, die an Masern sterben, schnell in die Höhe, Malaria, Tuberkulose und AIDS sind auf dem Vormarsch, viele Staaten haben ihre Massenimpfungen gegen Cholera, Meningitis, Polio, Tetanus, Typhus und Gelbfieber auf Empfehlung der WHO eingestellt, um große Menschenansammlungen zu vermeiden (Thielke 2020 a).

Durch die Coronabeschränkungen droht Tausenden HIV-Infizierter der vorzeitige Tod, weil sie nicht mit den lebenserhaltenden Medikamenten versorgt werden können. AIDS ohne Behandlung endet fast immer tödlich. Die WHO geht davon aus, dass dies in den Ländern südlich der Sahara zu zusätzlichen 500.000 Toten führen wird. Rund 25 Millionen der etwa 38 Millionen HIV-Infizierten lebt in diesen Ländern (Schmitt 2020). Covid-19 zeigt, dass sich Wissenschaft und Therapie „mit der Geschwindigkeit des politischen Willens bewegt“ (Byanyima / Streeck 2021, S. 7).

In Zimbabwe wütet die Malaria nahezu unbemerkt, während die Welt auf Corona starrt. Polizei und Militär setzen den Corona-Lockdown brutal durch, obwohl Zimbabwe zu den am wenigsten von Corona betroffenen Staaten gehört. Ein

Grund könnte das jugendliche Durchschnittsalter der Gesellschaft sein. Es liegt bei 18,7 Jahren und ist nicht nur ein Ergebnis der hohen Geburtenrate, sondern auch des Wütens von AIDS, das in manchen Landstrichen die mittleren Alterskohorten fast ausgelöscht hat. Die Bevölkerung wagt sich kaum noch auf die Straße, der Handel ist erlahmt, Ernten werden nicht eingebracht, Gesundheitskampagnen auf dem Land fallen aus und es werden derzeit weniger Moskitonetze verteilt, die mit Insektiziden behandelt sind (Thielke 2020 b).

Der ausbleibende Safariturismo, eine Haupteinnahmequelle afrikanischer Staaten, geschlossene Grenzen lassen Binnen- und Exportmärkte zusammenbrechen, befördern die lokale Wilderei von „bushmeat“ und geben der organisierten internationalen Wilderei freie Fahrt zum Abschachten gefährdeter Tierarten, führen zum ökologischen Desaster und Kollaps ganzer Volkswirtschaften.

Indien, das neben China bevölkerungsreichste Land der Welt, erlebt einen seltsamen Verlauf. Anfänglich blieben die Infektionszahlen überraschend stabil auf niedrigem Niveau. Experten führten das auf die junge Durchschnittsbevölkerung zurück und darauf, dass Inder in ihrem Leben mehr Viren ausgesetzt sind und möglicherweise Kreuzimmunitäten bestehen. Derartige Analysen erwiesen sich aber als zu früh.

2021 explodierten die Infektionszahlen und führten zu chaotischen Verhältnissen. Die überfüllten Kliniken standen ohne genügend Personal und Mittel da, Menschen starben unbehandelt auf den Straßen, die Krematorien wurden dem Ansturm nicht mehr Herr. Auch hier ist die Privatisierung des Gesundheitswesens ein Schlüssel des Übels, und die korrupte Hinduregierung ist weder in der Lage noch Willens, Menschen unterer Kasten und anderer Religionen zu schützen. Menschenleben spielen in Indien keine Rolle (Roy 2021).

Ausgangssperren und Schließungen von Einrichtungen und Arbeitsplätzen, Maßnahmen also, die in den reichen Ländern die Virusverbreitung eindämmen, töten in Entwicklungsländern ebenso unerbittlich wie die Pandemie. Es gibt dort kein Sozial- und Gesundheitssystem, das kasernierte Menschen über Wasser hält, die allein von der Hand in den Mund leben. Dieser ferne „Kollateralschaden“ wird in den hochentwickelten Staaten verschwiegen (Gebauer / Trojanow 2020).

Die Coronapandemie zerstört den Fortschritt vergangener Jahrzehnte. Über 40 Millionen Men-

schen in Afrika droht absolute Armut, die Getreidereserven gehen zur Neige und Natur- und Artenschutz findet nicht mehr im notwendigen Umfang statt.

Der Ausweg (Chronologie ff.)

Nachdem in Rekordzeit verschiedene Corona-Impfstoffe entwickelt wurden – unter Auslassung einer Langzeitstudie, der dritten Erprobungsphase neuer Medikamente, die von der Pharmaindustrie bevorzugt in Ländern Afrikas und Asiens durchgeführt wird –, kam es zu breit angelegten Impfkampagnen: Der neue Stoff als Heilsbringer. Für andere ist er der Teufel. Ein großer Teil der Bevölkerung ist skeptisch und verweigert die Impfung. Überraschend viele Impfgegner gibt es unter dem Personal von Altenwohnheimen und in Pflegeberufen.

Ein Grund: Viele junge Menschen schauen keine Nachrichten und lesen keine Tageszeitungen, sondern informieren sich über die sozialen Medien im Internet. Auf den einschlägigen Plattformen wimmelt es vor Gerüchten, Halbwahrheiten, Falschmeldungen und Verschwörungstheorien: Die Impfung macht unfruchtbar, Covid-19 ist eine Erfindung von Bill Gates etc. Besonders anfällig scheint die Musikszene. Nena ruft zum Widerstand auf, Xavier Naidoo raunt von dunklen Mächten, Eric Clapton droht, Konzerte abzusagen, wenn vom Publikum verlangt wird, Mundschutz zu tragen.

Im Sommer 2021 warnen Politiker konzentriert vor einer vierten Welle, die ab Herbst zu erwarten sei, um mit dieser Warnung auf den enttäuschenden Stand der Impfkampagne überzuleiten. Die Impfbereitschaft liegt weit hinter den Erwartungen, der Bürgermeister von Berlin spricht laut von einer „moralischen und ethischen Impfpflicht“. Noch scheut die Regierung, eine allgemeine Impfpflicht einzuführen, wie es beispielsweise für Neugeborene gilt, oder bei Seuchen wie Polio, Pocken, Diphtherie, Tetanus. Im Herbst ist Bundestagswahl und man fürchtet um Wählerstimmen (Becker / Schmoll 2021).

Mittlerweile existiert in Europa mehr Impfstoff als impfbereite Menschen. Die höchste Impfbereitschaft und der höchste Stand vollständiger Impfungen weisen Ungarn, Spanien, Portugal, Österreich und Tschechien auf, die bis zum Herbst über 70 % ihrer Bevölkerung durchgeimpft haben. Sie drücken aufs Tempo, weil sie wissen, dass bereits eine dritte Impfung geplant ist, um den Schutz der Bevölkerung auf längere Sicht zu gewährleisten.

Seit August 2021 überlegt die Bundesregierung, wie sie mehr Menschen dazu bringt, sich impfen zu lassen, ohne eine Impfpflicht einzuführen. Es werden Beschränkungen ab Herbst angekündigt, zukünftig nur noch den „3Gs“ (Getestete, Geimpfte, Genesene) Zugang zu Restaurants, Hotels, Kinos, Theater, Friseuren, Fitnessstudios und andere öffentliche Einrichtungen und Anlässe zu gewähren, also einen dauerhaften „Quasi-Lockdown für Ungeimpfte“ einzuführen (Geinitz / Lohr 2021). Söder, man lässt ihn, oder er wird vorgeschickt, spricht als erster von „2G“. Testungen sollen in Zukunft nicht mehr genügen.

Zwischenfragen: Warum wird eine Impfpflicht zum Wohle des Einzelnen und der Gemeinschaft mittlerweile mit Zwang und Gewaltanwendung assoziiert? Warum drückt sich die Politik, ansonsten in der Pandemie überaus autoritär agierend, um klare Ansagen? Bei welcher hermetischen Egozentrik sind wir angekommen, dass der beste Gesundheitsschutz, den die Welt bis heute anbieten kann, zum Übel deklariert und eine angeordnete Einnahme mit Zwangsbehandlung gleichgesetzt wird? Etwas läuft aus dem Ruder, bei allem Verständnis für individuelle Abwägungen, Befürchtungen und Abneigungen.

Seit Spätsommer 2021 vergleichen Statistiken die Ansteckungszahlen von Geimpften und Ungeimpften und kommen zu dem eindeutigen Ergebnis, dass etwa 95 % der Neuinfizierten Ungeimpfte sind. Die Pandemie entwickelt sich zu einer Pandemie der Nichtgeimpften.

Es ist obszön, dass die arme Seite der Weltbevölkerung Immunität durch Durchseuchung erreicht und diesen Ausleseprozess mit unnötigen Menschenleben bezahlt, „während dem reicheren Teil der Weltbevölkerung mehr effektive Impfstoffe zur Verfügung stehen, als es impfwillige Menschen gibt“ (Vollmer 2021, S. 12). Der Göttinger Entwicklungsökonom Sebastian Vollmer betont, dass es nicht Aufgabe des Staates sein kann, Bürger bis in letzter Konsequenz vor sich selbst zu schützen, sonst müsste dies auch bei Alkohol, Nikotin und Zucker der Fall sein. Es sollte jetzt zu einer globalen Impfanstrengung übergegangen werden, weil eine Pandemie erst dann vorüber ist, wenn dies überall der Fall ist. „Pandemiebekämpfung findet dann nicht mehr durch Einschränkungen unseres Lebens statt, sondern durch Solidarität mit den Ärmsten der Welt“ (ebd.).

Die WHO warnt davor, dass Länder, die in kürzester Zeit ein Übermaß der weltweiten Impfvorräte verbraucht haben, noch mehr davon in An-

spruch nehmen, während Hunderte Millionen in den ärmeren Ländern auf eine Erstimpfung hoffen. Von den bisher 4 Milliarden verabreichten Impfdosen seien über 80 % in reiche Länder gegangen. Gesundheitsminister Spahn spricht sich dafür aus, alle noch ausstehenden Impfdosen vom Hersteller Astra-Zeneca an die internationale Impfinitiative COVAX weiterzureichen. Hierzulande wird Astra-Zeneca aufgrund teils heftiger Nebenwirkungen nicht mehr verimpft.

Das Robert Koch-Institut verzeichnet für 2020 1.784.000 positive Testungen auf Sars-CoV-2. Die im selben Zeitraum daran Verstorbenen machen 2 % der positiv Getesteten aus; wobei wir nicht wissen, wie viel unerkannt Infizierte dazugerechnet werden müssten. Nach einer unberechenbaren Größenordnung klingt das nicht. Der Virologe Hendrick Streeck (2021 x) äußert die Hoffnung, je mehr Menschen eine Immunabwehr aufgebaut haben, der Coronavirus mit den Jahren weniger starke Erkrankungen auslöst, vielleicht einem grippalen Infekt ähnlich.

Bis dahin verursacht die Pandemie aber immense wirtschaftliche Kosten, Insolvenzen und berufliche Einbrüche und führt zu einem Anstieg sozialer und psychischer Krisen. Psychotherapeuten sprechen von einer Lawine an Depressionen, Angststörungen, Suchterkrankungen, familiäre Verwerfungen und schwerwiegenden Beziehungskrisen. Die Therapiepraxen und Beratungseinrichtungen reichen schon lange nicht mehr aus, obwohl ungleich mehr als vor der Pandemie gearbeitet wird.

Die Deutsche Psychotherapeutenvereinigung hat für den Februar 2021 einen Anstieg der Anfragen von über 40 % ermittelt und prognostiziert, dass es noch schlimmer wird, da die Auswirkungen lang andauernder Krisen sich erst mit einer zeitlichen Verzögerung einstellen. Es wird eine Krise nach der Krise anrollen, zumal wegen der Kontaktbeschränkungen und Schließungen viele niedrigschwellige Angebote ausgefallen sind. Auch hier gilt: Soziale Schichten mit geringen finanziellen Ressourcen und beengten Wohnverhältnissen sind deutlich stärker betroffen (Beeger / Krohn 2021).

Vorläufiges Fazit

Die Pandemie rückt die gesellschaftliche Resilienz und die Schwachstellen der Politik und des Gesundheitswesens in den Fokus. Wenn eine Pandemie dieses Ausmaßes auf mangelhafte Entscheidungsstrukturen, unvorbereitete, fachfremde, aber umso entscheidungswilligere PolitikerInnen trifft; Kliniken, allgemeinärztliche Praxen,

medizinisches und Pflegepersonal flächendeckend abgebaut wurden; die privatisierten Klinikkonzerne nach Fallpauschalen bezahlt werden und gezwungen sind, Dividenden zu generieren (die aus den Krankenkassenbeiträgen der Solidargemeinschaft stammen), darf man sich über vieles nicht wundern. Dann werden Defizite und die fehlende Abstimmung von Maßnahmen als „alternativlos“ verkauft, mit sinnleeren Zahlen die Apokalypse vor Augen geführt und von den immer gleichen Scharfmachern in Talkshows und Nachrichtensendungen unters Volk gebracht (Hontschik 2020 b).

Die Verlierer der Pandemie sind primär die ungeschützten, nicht unterstützten Bevölkerungen Afrikas, Asiens und Mittelamerikas; sind Soloselbstständige im Dienstleistungs- und Kulturbereich, Gaststätten- und Hotelbetriebe; sind nicht zuletzt Kinder und Jugendliche, die durch die Karsernierung in ihrer Bewegungsfähigkeit und Bewegungsdrang behindert werden und wichtige Erfahrungsräume für ihre Entwicklung einbüßen. Bildschirme können reale Interaktionen nicht ersetzen, wie psychologische Untersuchungen seit Langem anzeigen (Wehr 2020).

Der Schulbetrieb (Präsenzunterricht) blieb in Deutschland länger ausgesetzt und beeinträchtigt als in anderen OECD-Staaten. Länder mit deutlich höheren Inzidenzzahlen, wie etwa Frankreich, haben die Schulen offen gehalten. In Deutschland war dagegen an zwei Drittel der untersuchten Schultage der Unterricht gestört. Die meisten der untersuchten Staaten haben kräftig in die technische Ausstattung investiert und pragmatisch versucht, was immer möglich war. In Deutschland hat sich ein nicht unerheblicher Teil des pädagogischen Personals, obwohl besser bezahlt als in anderen Ländern, gegen Kontakttriksen, den Mehraufwand und alternative Unterrichtsmethoden gestraubt (Schmoll 2021).

Eine Stimme von unzähligen, ein weiterer Aspekt von vielen: Die Soziologin Stefanie Graefe macht auf die „Naturalisierung“ der Coronapandemie aufmerksam. Naturalisierung bedeutet: Wir folgen einem politischen Narrativ, dass sich an den Ursachen dieser und vergleichbarer Krisen nichts ändern lässt, die eintretenden Probleme unmittelbar bewältigt werden müssen, ohne an vorhandenen Strukturen Maßgebliches zu ändern.

„Die Politik bezieht sich zwar immer wieder auf wissenschaftliche Erkenntnisse. Oft geht es dabei indes nur um eine symbolische Referenz, um dem eigenen Dilettantismus ein improvisiert zusammengeklacktes Mäntelchen des Rationalen

10 | Diskurs

überzuwerfen. (...) werden zudem in Zeiten der Unsicherheit nur überzogene Erwartungen der Bevölkerung an evidenzbasiertes Krisenmanagement bedient, indem eine Rationalität inszeniert wird“ (Gärditz 2021, S. 7).

Und weiter: „In der Pandemie wurden oftmals methodisch und gegenständlich sehr heterogene Disziplinen wie Infektiologie, Virologie, Epidemiologie und Biophysik mit allen inneren Deutungsunsicherheiten auf ‚die Wissenschaft‘ eingedampft, um politische Imperative zu kreieren“ (ebd.). Natürlich unterliegt aber jedes Wissen einer spezifischen sozialen Konstruktion, und das wiederum bedeutet, dass nicht jedes Wissen gleichwertig ist. Die Politik kann daher und aus Gründen der Komplexität gesellschaftlicher Bedingungen naturwissenschaftliche Aussagen nicht zum alleinigen Maßstab ihrer Maßnahmen machen. Soziale, wirtschaftliche, pädagogische und kulturelle Folgen sind ebenso wie das vordringlich Gesundheitliche gleichberechtigt abzuwägen.

Der Bundestagsabgeordnete Dieter Janecek und der Zukunftsforscher Harald Welzer äußern sich in einem Essay generell und skeptisch. Sie glauben nicht an die Veränderungsfähigkeit der Politik. Politik, so ihr Credo, kann Anpassungsprozesse gestalten, aber taugt nicht zur Initiierung komplexer Transformationen. Wäre es anders, wären seit dem Bericht des Club of Rome zu den Grenzen des Wachstums Lieferketten kürzer, die Mobilität geringer, Autos kleiner und weniger und der Lebensstil bescheidener ausgefallen. Das Gegenteil ist eingetreten.

Erst wenn die Folgen der Klimakrise oder der Pandemie so krisenhaft ausfallen, dass Routinen unterbrochen werden und der Normalbetrieb nicht mehr möglich ist, wenn es zu spät ist, wird der nötige Wandel eingeleitet. Alles andere, so das deprimierende Fazit, sei wohl Wunschdenken (Janecek / Welzer 2021).

Der Einfluss der globalisierten Wirtschaft, die Zerstörung abgeschlossener Habitate, internationale Verkehrswege und ansteigende Migration sind wesentliche Beiträge für die Verbreitung von Viren und bisher unbekannten Virenstämmen. Unter diesen Voraussetzungen kann es also nicht allein darum gehen, durchzukommen, eine Krisenbewältigung muss Ursachenforschung betreiben. Letztendlich geht es um die Grenzen unserer Lebens- und Produktionsweise. Die Coronakrise ist kein isoliertes Ereignis, sie ist eine Konsequenz einer umfassenden Systemkrise (Graefe 2021a, 2021 b).

Dazu noch mal der Chirurg und Medizinpublizist Bernd Hontschik: „Private Klinikkonzerne sind zu enteignen. (...) Im Gesundheitswesen müssen alle Gewinne im System verbleiben, statt an der Börse zu landen“ (Hontschik 2020 b, S. 25). Und weiter: Ärztliches und Pflegepersonal gehöre anständig bezahlt und mit besseren Arbeitsbedingungen versehen; die Trennung von stationärer und ambulanter Versorgung aufgehoben; um Hausärzte herum müssten Fachärzte, Pflege- und stationäre Einrichtungen gruppiert werden; die Finanzierung müsste über pauschal angepasste Budgets erfolgen; eine Bürgerversicherung müsste endlich eingeführt und der Pharmabereich den Universitäten unterstellt werden (ebd.). Ein schönes Bild, nur, von dieser Vision ist die Politik Lichtjahre entfernt.

Jede Krise prüft den Zustand einer Gesellschaft, ihre Ordnung und die Fähigkeit, mit der Herausforderung und den Konsequenzen umzugehen. Der Umgang mit den Risiken zeigt die Stärken und Schwächen, das Überholte und Eintretende. Der Kabinettsausschuss in Berlin und die Ministerpräsidentenkonferenz sind ineffiziente Steuerungsgremien. Für künftige Krisen bräuchte es einen echten Krisenstab aus Experten der Gesundheitspolitik. Das abgeschaffte Bundesgesundheitsamt müsste reaktiviert, verbindliche Notfallpläne erneut erstellt werden. Das Robert Koch-Institut, das bislang auf Forschung fokussiert war, kann diese Lücke nicht füllen. Es braucht einfache Strukturen, die im Bedarfsfall zu schnellen und verpflichtenden Entscheidungen befähigt sind. Der Staat muss als Risikomanager auf komplexe Notlagen vorbereitet sein (Schularrick 2021).

Was ist nun wirklich zu loben? Die Bevölkerung verhält sich im Großen und Ganzen überraschend ruhig und diszipliniert. An ihr liegt es nicht. Es sind die üblichen Unerreichbaren und Abseitigen, die man wohl hinnehmen muss, und es ist die Politik, die wieder in die Spur kommen müsste, die Abhängigkeit von höchstmöglichem Infektionsschutz und Freiheitsrechten in ein sinnvolles Maß zurückzusetzen. „Typischerweise funktioniert Politik (...) nach *trial and error*. (...) Ein gesamtgesellschaftlicher Katastrophenfall lässt sich eine eng begrenzte Zeit managen, aber nicht auf die Dauer, die virologisch geboten erscheint. (...) Es sollte nicht der merkwürdigen Vorstellung Vorschub geleistet werden, man könne in unserer ausdifferenzierten Gesellschaft auf längere Zeit ‚systemrelevante‘ von sonstigen Tätigkeiten unterscheiden“ (Wißmann 2020, S. 9).

Über die wirtschaftliche und gesellschaftliche Bremsung wurde keine ernsthafte Debatte im Bundestag geführt. Es ging nur noch darum, die Ausbreitung des Virus zu bremsen. Aber die Konsequenzen der Pandemiebekämpfung sind nicht gleich verteilt. Das Erkrankungsrisiko, die Wahrscheinlichkeit für einen schlechten Verlauf und Einschnitte in den Lebensbedingungen hängen von sozioökonomischen und regionalen Faktoren ab, vor allem vom Einkommen, von Bildung, Berufstätigkeit, sozialer Zugehörigkeit, kulturellen und geografischen Bedingungen. Die gesundheitspolitischen Maßnahmen berücksichtigen diese Unterschiede weder national noch international (Willich 2021).

Die Frage der Verhältnismäßigkeit muss für den weiteren Umgang und zukünftige Bedrohungen unbedingt gestellt werden. Ökonomen, Juristen, Soziologen und Philosophen weisen mehrheitlich darauf hin, dass man einen derartigen Stillstand der Wirtschaft und Kultur nicht rein unter medizinischen Abwägungen entscheiden kann. Aber so wurde es gemacht, auch wenn die Bundesregierung in anderen Bereichen den Schutz des Lebens nicht so ernst nimmt (Löhr 2020). Es gibt weiterhin kein Tempolimit auf Autobahnen; die jährliche Grippewelle mit mehreren Tausend Toten, AIDS und TBC, die bis heute bei Weitem gefährlichsten Krankheiten, führen nicht zu vergleichbaren Einschränkungen.

Das Vorsichtsprinzip ist richtig, nur wie viel Vorsicht ist sinnvoll? Wir werden mit dem Virus lange leben wie mit anderen Gesundheitsbedrohungen auch, und wir werden das gesellschaftliche Leben wieder öffnen, relativ unabhängig von der Pandemiesituation, weil es auf Dauer gar nicht anders geht. Was bleiben wird, sind „japanische“ Hygieneregeln, an die wir uns gewöhnt haben und die je nach Saison strenger oder laxer gehandhabt werden. Und wir werden sehen, was sich sonst noch an kulturellen und wirtschaftlichen Konsequenzen abbilden wird.

Vor etwa 30 Jahren, angesichts von AIDS, schrieb der Medizinsoziologe Philip Strong einen exemplarischen Aufsatz über das Wesen von Epidemien. Demnach handelt es sich bei neuen Ansteckungsgefahren immer auch um Orientierungskrisen, die unter Zeitdruck, mit einem begrenzten Repertoire an Abhilfen, einer unzureichenden Informationslage, begrenztem Urteilsvermögen und unter großer Aufregung bewältigt werden müssen (Strong 1990). Vorübergehende und bleibende „Aufregungsschäden“ (ein Terminus von Niklas Luhmann), Angst und polarisierte Reaktionen sind nicht zu vermeiden. Politische,

wissenschaftliche und private Kontroversen erhalten dann den Anstrich von Glaubenskriegen. Jede Krise bewegt sich durch eine Phase der Entdifferenzierung; intellektuelle Vereinfachung und emotionale Regression sind ihre Begleitphänomene.

Der bisher beobachtbare Umgang mit dem Virus sagt darüber hinaus viel über den Zeitgeist aus, über limitierte Ordnungsstrukturen und ein dilettantisches Steuerungsmanagement; über eine Gesellschaft, die grenzenlos geworden ist in der Beanspruchung von Gütern, Ressourcen und individuellen Freiheiten. Corona ist die Kur zur elementaren Entschleunigung, ein Aufhalten von Verschwendung und hypertrophen Ansprüchen. So konnte es nicht weitergehen und so wird es hoffentlich nicht mehr werden. Ob das angehaltene Leben, die getroffenen Maßnahmen der Wirkungskraft des Virus angemessen war/ist, wage ich anzuzweifeln. Aber es war ein kräftiges Argument, die Dekadenz heutiger Lebensumstände zu hinterfragen.

Dinge des Lebens fallen oftmals unglücklich zusammen. Um es mit dem holländischen Kulturhistoriker Johann Huizinga zu sagen, „Erwachsenwerden“ und „Erwachsensein“ zeichnet sich durch Widersprüche und Inkonsistenzen, auch durch Schicksalsschläge aus, dadurch, sich dem imperfekten Zustand des Lebens zu stellen. Der Versuch, ein Leben in vollständiger Authentizität, Freiheit und Widerspruchslosigkeit verbringen zu wollen, ist infantil, eine Leugnung der Unsteuerbarkeit des Lebens (Huizinga 1987).

Schärfer formuliert: Eine widerspruchslose Welt wäre die autoritärste Welt, weil sie keine Abweichung und keine Irrtümer verträgt. Die Dinge des Lebens, dass muss der Mensch erst mühsam lernen, unterliegen oft Bedingungen, die zwangsläufig zu Widersprüchen führen. Das gilt für den Einzelnen, für Gruppen und Institutionen wie für die Gesellschaft als Ganzes; und das muss man, ob es einem behagt oder nicht, auch den jeweiligen Entscheidungsträgern zugestehen. Das ist für starre Gemüter und Fanatiker jeder Couleur kaum zu ertragen, aber wahr. Wichtig ist, ob eine Bereitschaft erkennbar wird, Fehler zu revidieren und Verantwortung für das eigene Handeln zu übernehmen. Daran mangelt es dem politischen Personal allerdings, wie die Pandemie zeigt. Fehler machen nur die anderen ...

(Dieser Text erfasst den Pandemieprozess bis Ende September 2021.) Es mehren sich Studien zu den unmittelbaren und mittelbaren Folgen der Pandemie. Was bisher vom Radar der öffent-

lichen Diskussion nur ungenügend erfasst oder allzu hysterisch beklagt wird, sind die psychischen und sozialen Folgen für Kinder und Jugendliche. Die WHO und UNICEF weisen darauf hin, dass sich Schulschließungen katastrophal auswirken. Eine internationale Metastudie des University College London kommt zu dem Ergebnis, dass sich die psychische Situation junger Menschen bis 19 Jahren drastisch verschlechtert hat; mehr als die Hälfte beklagt Depressionen und Angstzustände. Eine Studie der Universität Heidelberg an über 25.000 Studenten verschiedener Fakultäten zeigt einen extremen Anstieg psychischer Erkrankungen an und fordert die unbedingte Rückkehr zur Präsenzlehre und Begegnungskultur (Müller-Jung 2021).

Ansonsten: Es muss abgewartet werden. Der französische Schriftsteller Michel Houellebecq (2020), der sich in seinen Romanen prognostisch zur gesellschaftlichen Entwicklung äußert, glaubt nicht an eine coronabedingte Umkehr. Die Pandemie dürfte im Gegenteil einen Wandel beschleunigen, der längst im Gang ist, nämlich die völlige Digitalisierung des Lebens: Homeoffice, Shoppen im Internet, kontaktloses Bezahlen, Reduzierung physischer Kontakte.

Manchmal entscheiden nur Kleinigkeiten, ob sich ein neues Tor der Entwicklung öffnet. Diese in der Gestalttheorie bekannten „Kippunkte“ hängen davon ab, in wie weit ein System reif für einen Wandel ist. Malcolm Gladwell (2002) beschreibt das Phänomen in seinem Bestseller *Tipping Point*. Die Dynamik des Wandels hängt entscheidend davon ab, wie gesättigt oder des Alten überdrüssig und wie geschwächt die Selbsterhaltungskräfte eines Systems sind, wenn es auf mächtige, bedrohliche Herausforderungen reagieren muss. Es wird sich zeigen.

Eines zeigt die Pandemie prägnant. Wir sind eine extrem anspruchsvolle und risikoscheue Gesellschaft geworden. Viele sehen ihre unmittelbaren Freiheitsrechte bedroht und wehren sich gegen Einschränkungen. Das kann man zum Teil nachvollziehen, aber geht es in der Krise nicht um Prozesse, die höherwertiger sind als der individuelle Freiraum? Müssen dann nicht Entscheidungen getroffen werden, die über den Einzelnen hinausgehen? Freiheitsrechte sind selbstverständlich Rechte, die dem Einzelnen zustehen, aber sie unterliegen, spätestens in Krisenprozessen, einer hierarchischen Eingliederung, die sie kollektiven Regeln zum Wohl der Gemeinschaft unterordnen (Förster / Nassehi 2021).

Mit dem egozentrischen Freiheitsdrang kontrastiert eine ängstliche Lebenshaltung, Risiken immer umfangreicher eliminieren zu wollen; und wo Sicherheitsdenken regiert, bleiben Freiheiten auch ohne Pandemie zwangsläufig auf der Strecke. Der gewachsene Wohlstand und das zunehmende Durchschnittsalter der Gesellschaft ist diesbezüglich ein gewichtiges Problem. Wer viel besitzt, scheut mit zunehmendem Alter unübersichtliche Bedingungen und ist angstanfällig. Das spiegelt sich gerade zwischen den Generationen. Die Praxis der Pandemiesteuerung ist weniger fachlich pragmatisch als emotionalisierend und moralisch angelegt, auf Schutz und Sicherheit gepolt; auf Aspekte, die Wohlhabenden und älteren Generationen entsprechen (Záboji 2020).

Es war von Anfang an Konsens der Regierung und MinisterInnen, Risiken für die Bevölkerung soweit wie möglich zu vermeiden, die Sicherung der Gesundheit hatte Priorität. Das war im 20. Jahrhundert noch anders, da wogen wirtschaftliche Argumente deutlich schwerer. In einer Gesellschaft, in der die Erhaltung der Gesundheit fast ersatzreligiöse Ausmaße angenommen hat, die individuelle Selbstbestimmung Vorrang besitzt, hat es der Staat schwer den Schutz des Allgemeinwesens zu organisieren. „Nun soll der Staat den Einzelnen vor Impfschäden schützen, nicht in erster Linie die gesamte Gesellschaft vor der Pandemie.“ (Soldt 2021) Und nun?

Literatur

- Anderl, S. (2020): Wie tödlich ist Covid-19? In: FAZ, 04.04., S. 5.
- Ankenbrand, H. / Kopplin, I. / Krohn, P. / Lindner, R. et al. (2021): Hoffnungsträger in Lichtgeschwindigkeit. In: FAZ, 15.01., S. 16.
- Aschmann, B. (2020): Als die Cholera nach Europa kam. In: FAZ, 14.09., S. 6.
- Becker, K. B. (2021): Die Tücke der Zahlen. In: FAZ, 24.02., S. 8.
- Becker, K. B. / Schmoll, H. (2021): Suche nach dem richtigen Druck. In: FAZ, 30.07., S. 2.
- Beeger, B. / Hauser, J. / Geinitz, C. et al. (2021): Akte Altenheim – Chronik eines kollektiven Kontrollverlustes. In: FAZ, 06.03., S. 20–21.
- Beeger, B. / Krohn, P. (2021): Die Krise nach der Krise. In: FAZ, 08.05., S. 21.
- Benrath, B. / Franke, M. / Theile, G. (2021): Männer trifft es härter. In: FAZ, 31.05., S. 22.

12 | Diskurs

- Böge, F. (2021): Pekings autoritäre Reflexe. In: FAZ, 02.01., S. 10.
- Böge, F. / Sattar, M. (2020): Das Zerwürfnis. In: FAZ, 22.05., S. 3.
- Byanyima, W. / Streeck, H. (2021): AIDS beenden. In: FAZ, 17.07., S. 7.
- Fangerau, H. / Labisch, A. (2020): Pest und Corona. Pandemien in Geschichte, Gegenwart und Zukunft. Freiburg (Herder).
- Förster, B. / Nassehi, A. (2021): Wie die Freiheit unter die Räder kommt. In: FAZ 09.09., S. 6.
- Gärditz, K. F. (2021): Politisierte Virologie. In: FAZ, 05.08., S. 7.
- Gebauer, T. / Trojanow, I. (2020): Missbrauchte Pandemie. In: FAZ, 04.05., S. 12.
- Geinitz, C. / Löhr, J. (2021): Der Lockdown für Ungeimpfte. In: FAZ, 05.08., S. 21.
- Gerhards, J. / Zürn, M. (2021): China gewinnt im Systemvergleich. In: FAZ, 13.01., S. N4.
- Gigerenzer, G. (2020): Mehr Risikokompetenz würde uns allen guttun. In: FR, 12.05., S. 16–17.
- Giordano, P. (2021 a): Interview in: Stern, 8.4., S. 70–71.
- Giordano, P. (2021 b): In Zeiten der Ansteckung. Berlin (Rowohlt).
- Gladwell, M. (2002): Tipping Point. Wie kleine Dinge Großes bewirken. München (Goldmann).
- Gottschalk, R. (2021): „Wir müssen weg von anlasslosen Tests“. In: FAZ, 20.01., S. 31.
- Graefe, S. (2021 a): Resilienz im Krisenkapitalismus. Bielefeld (Transcript Verlag).
- Graefe, S. (2021 b): Resilienz ist die falsche Antwort. In: FAZ, 21.02., S. 37.
- Grundmann, T. (2020): Wer verdient Vertrauen? In: FAZ, 03.04., S. 12.
- Hein, C. (2020): Die ungezählten Pandemie-Opfer. In: FAZ, 27.04., S. 15.
- Hontschik, B. (2020 a): Zahlenschrott. In: FR, 16./17.05., S. 43.
- Hontschik, B. (2020 b): Gesundheit gehört in die Hand des Staates. In: F. R., Pfingsten, S. 24–25.
- Houellebecq, M. (2020): Die Zukunft nach Corona. In: FAS, 10.05., S. 41.
- Huizinga, J. (1987): Homo ludens. Vom Ursprung der Kultur im Spiel. Reinbek (Rowohlt).
- Janecek, D. / Welzer, H. (2021): Die ungesteuerte Transformation. In: Stern, 28.01., S. 72–73.
- Löhr, J. (2020): Geld oder Leben – die Corona-Moral. In: FAZ, 26.03., S. 15.
- Mihm, A. (2020): Harsches Urteil über Corona-Politik. In: FAZ, 09.04., S. 19.
- Müller-Jung, J. (2021): Seelisches Trümmerfeld. In: FAZ, 01.09., S. N1.
- Röttingen, J.-A. (2021): So können wir die Seuche nicht besiegen. In: FAS, 19.09., S. 27.
- Roy, A. (2021): Ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit. In: FAS, 02.05., S. 36.
- Schmitt, P.-P. (2020): Vielen HIV-Infizierten droht vorzeitiger Tod. In: FAZ, 11.07., S. 7.
- Schmoll, H. (2021): Der Fluch des zweiten Pandemiejahres. In: FAZ, 17.09., S. 4.
- Schularik, M. (2021): Der entzauberte Staat. Was Deutschland aus der Pandemie lernen muss. München (C.H.Beck).
- Sloterdijk, P. (2020): Für Übertreibungen ist kein Platz mehr. In: DIE ZEIT, 8.4., S. 47.
- Soldt, R. (2021): Primat der Vorsicht. In: FAZ, 07.10., S. 10.
- Streeck, H. (2021): „Ich verstehe diese Lagerbildung nicht.“ In: FR, 25.02., S. 18.
- Streek, W. (2021): Wissenschaftlern folgen? Ja doch, aber welchen? In: FAZ, 11.01., S. 13.
- Strong, P. (1990): Epidemic psychology: A model. *Sociology of Health & Illness*, 12(3), 249–259.
- Thielke, T. (2020 a): Die vergessene Krise. In: FAZ, 21.07., S. 7.
- Thielke, T. (2020 b): Malaria wegen Corona auf dem Vormarsch. In: FAZ, 27.04., S. 7.
- Vollmer, S. (2021): Was eine Impfpflicht rechtfertigen könnte. In: FAZ, 16.08., S. 12.
- von Poser, F. (2020): Ohne Schutzschild. In: FAS, 26.04., S. 17.
- Wälde, K. (2021): Die Infektionszahlen sind verzerrt. In: FAZ, 02.02., S. 33.
- Wehr, M. (2020): Die Bewegungsfähigkeit der Kinder verkümmert. In: FAZ, 25.06., S. 6.
- Willich, S. (2021): Corona und das Präventionsdebakel. In: FAZ, 10.03., S. N2.
- Wißmann, H. (2020): Alle Macht dem Virus? Die Gesellschaft und ihr Staat in der Krise. In: FAZ, 20.03., S. 9.
- Záboji, N. (2020): Die risikolose Gesellschaft. In: FAZ, 17.10., S. 19.

Autor

Detlef Klöckner

dkloeckner@online.de

Ein Vergleich vergangener pandemischer Infektionskrankheiten mit der COVID-19-Pandemie – Strategische Betrachtung einiger Maßnahmen

von René Gottschalk

Diskurs | 13

Die mit dem Beginn der dritten massiven Einschränkungsphase verbundene Hoffnung auf einen Rückgang der Fallzahlen erfüllte sich nicht. Die Fallzahlen blieben bestenfalls gleich oder stiegen sogar. Erst das Frühjahr und insbesondere der Sommer dieses Jahres brachten deutlich sinkende Fallzahlen – dies alles festgemacht an der seit nunmehr 1,5 Jahren vorgegebenen „7-Tage-Inzidenz pro 100.000 Einwohner“.

Es muss die Frage gestellt werden: Ist die derzeitige gültige Strategie des „Containments“ die Richtige - also die Strategie, die Ausbreitung von COVID-19 vor allem durch Nachverfolgung von Kontaktpersonen von durch einen Labortest identifizierten Infizierten einzugrenzen? Oder sind nicht von den politischen Ebenen Entscheidungen getroffen wurden, die in die völlig falsche Richtung führ(t)en. Insbesondere muss der Diskurs möglich sein, ob die Shutdown-Maßnahmen nicht zumindest mitverantwortlich für den Verlauf der Pandemie ist.

Das Schließen von Museen, Messen, Opern- und Schauspielhäusern, Fußballstadien, botanischen und zoologischen Gärten und nicht zuletzt von Restaurants war aus der Sicht der Gesundheitsbehörde kontraproduktiv. Von der desaströsen Wirkung auf die Wirtschaft ganz zu schweigen. Es ist absolut unsinnig, in Haushalten gewisse Lockerungen zu beschließen, gleichzeitig aber die Orte mit geringer Übertragungswahrscheinlichkeit zu schließen oder den Besuch stark einzuschränken. Im Gegenteil: Hätte man im Bereich des Haushaltes stärkere Einschränkungen durchgesetzt, hingegen aber die obengenannten Bereiche mit entsprechenden Hygienekonzepten geöffnet, wären die Einschränkungen im häuslichen Bereich sehr wahrscheinlich wesentlich besser akzeptiert und befolgt worden.

Es ist durch Studien bewiesen, dass Kinder nur ausnahmsweise Erwachsene anstecken. Dennoch wurden die Schulkinder durch anlasslose Schnelltests gegängelt, und auch für das Schuljahr 2021/2022 wird wieder mit Masken- und Testpflicht gedroht, um einen Präsenzunterricht „durchführen zu können“. Immerhin dürfen unsere Schulkinder wieder in die Schule – das hätten sie aber aus infektiologischer Sicht zu jeder Zeit dieser Pandemie problemlos gedurft.

Absolut nicht evidenzbasiert ist der massive Ruf nach Luftfiltergeräten, von denen man sich namentlich in Schulen geradezu Wunder verspricht. Dies ist keineswegs der Fall, weswegen Behörden und Institutionen, die sich mit solchen raumluftechnischen Geräten auskennen (z. B. das Umweltbundesamt, Gesundheitsämter), diese auch nicht empfehlen – schon gar nicht in Klassenräumen als Ersatz für das regelmäßige Lüften, das immer gemacht werden sollte!

Wie mussten sich Schulkinder fühlen, als sie nur mit vielen, maximal einschränkenden Vorgaben zum Unterricht gehen durften, gleichzeitig aber 60.000 Besucher im Wembleystadion beim Endspiel der Fußball-Europameisterschaft zugelassen waren? Sind die Maßnahmen gerechtfertigt und mit dem Ermessensspielraum, den man immer beachten und nutzen muss, vereinbar? Sind sie die am wenigsten eingrei-

fenden, dennoch effizienten Maßnahmen – ein Primat, dem die Gesundheitsbehörden immer zu folgen haben, bevor sie die Grundrechte der Bürgerinnen und Bürger außer Kraft setzen dürfen? Dies vor allem unter dem Gesichtspunkt, dass es nicht gelungen ist, das Maskentragegebot in der Öffentlichkeit und die Kontaktbeschränkungen in den privaten Haushalten wirklich umzusetzen.

Daher ist es bei Kenntnis einiger wesentlicher epidemiologischer und seuchenhygienischer Gesichtspunkte keineswegs überraschend, dass diese Maßnahmen nicht von Erfolg gekrönt sind – im Gegenteil: Auch die mehr als eingreifende Lockdown-Politik änderte nichts an dieser Tatsache. Dies hängt mit den Zielparametern zusammen, die von praktisch allen politisch Verantwortlichen, aber auch von einigen Virologen, Modellierern und Epidemiologen als unabdingbar im Management der COVID-19-Pandemie angesehen werden, die unbedingt erreicht werden müssen, um die schwerwiegenden Einschränkungen wieder lockern oder aufheben zu können.

Betrachten wir einige der seuchenhygienischen Vorgaben näher:

1. „PCR-positiv getestete Personen entsprechen tatsächlich Infizierten, die in der Gesamtstatistik des Robert Koch-Instituts gezählt werden müssen.“

Das Gleichsetzen von PCR-positiv getesteten Personen mit infektiologischen Fällen, die in der Gesamtstatistik des Robert Koch-Instituts (RKI) gezählt werden, ist infektiologisch nicht haltbar. Das Gleiche gilt für die Todesfallstatistik – jeder Todesfall wird bei einem positiven PCR-Testergebnis auf COVID-19 diesen Gesamt-Todesfallzahlen zugerechnet – unabhängig von jeder Kausalität.

Eine Infektionskrankheit setzt die Krankheit voraus – der Labortest, der nachweisen soll, dass die vermutete Infektionskrankheit tatsächlich durch den jeweiligen Erreger verursacht wurde, bestätigt die Verdachtsdiagnose oder erlaubt, sie zu verwerfen.

Bei COVID-19 ist dieser Weg zur Diagnosefindung umgedreht worden: Ein positiver PCR-Test, unabhängig davon, ob der Patient schwer erkrankt oder völlig asymptomatisch ist, führt zur Diagnose: „Fall an COVID-19“ oder „verstorben an COVID-19“. Dabei ist oft nicht feststellbar, ob dieser Patient überhaupt infiziert ist, wichtiger: infektiös ist, oder ob er z. B. die Erkrankung bereits unbemerkt hinter sich brachte (was zur sogenannten „stillen Feiung“ führt) und lediglich „Bruchstücke“ des Virus nachgewiesen werden.

Bei dieser Erkrankung ist zusätzlich festzuhalten, dass ein Großteil der positiv Getesteten keine oder allenfalls milde Symptome aufweist. Während jedoch die Ansteckungsfähigkeit bei mildem Verlauf spätestens nach 9 Tagen endet, bleibt die PCR bis zu 9 Wochen positiv, sodass viele asymptomatisch positiv Getestete die Infektion schon viele Wochen zuvor durchgemacht haben dürften (siehe Cevik, M.

14 | Diskurs

et al.: SARS-CoV-2, SARS-CoV, and MERS-CoV viral load dynamics, duration of viral shedding, and infectiousness: A systematic review and meta-analysis. *Lancet Microbe*, Nov. 19, 2020).

Allerdings nahm – bevor Impfstoffe erhältlich waren – mit der Zunahme von tatsächlich infizierten Patienten auch die Hospitalisierungsrate zu, die Anzahl der auf Intensivstationen zu betreuenden Patienten wuchs und natürlich stiegen auch die Absolutzahlen der Todesfälle dieser Patienten. Dies ist durch die statistischen Kenngrößen, die jede (Infektions)krankheit beschreiben, bedingt: Circa 4/5 der Infizierten hatten keine bis milde Symptome, ca. 6 bis 9 % aller Infizierten bedurften stationärer Hilfe, davon mussten ca. 2 % intensivmedizinisch betreut werden und weniger als 1 % aller Patienten verstarben an COVID-19.

Diese Zahlen galten – wie gesagt –, bevor insbesondere die vulnerable Gruppe durch Impfungen geschützt wurde. Mittlerweile sind aber insbesondere die Patienten, für die COVID-19 eine sehr schwerwiegende und gefährliche Erkrankung darstellt, weitgehend durchgeimpft (ältere Menschen, Patienten mit bestimmten Vorerkrankungen etc.). Dies führt bereits zu einer deutlich entspannteren Situation in den Krankenhäusern. Auch ältere geimpfte Patienten haben zumeist deutlich mildere Verläufe an COVID-19 und versterben so gut wie nicht mehr an dieser Erkrankung.

2. „Die 7-Tage/100.000-Einwohner-Inzidenz ist ein epidemiologischer Surrogatmarker für den Erfolg bzw. Misserfolg der einschränkenden Maßnahmen.“

Die 7-Tage/100.000-Einwohner-Inzidenz ist als epidemiologischer Surrogatmarker für den Erfolg bzw. Misserfolg der Maßnahmen völlig ungeeignet. Bereits der Begriff „Inzidenz“ ist hier falsch gewählt, weil keine Inzidenz, sondern lediglich eine „positive Meldequote“ erfasst wird. Dieses zumeist aus anlasslosen Testungen stammende Ergebnis wird über einen PCR-Test bestätigt oder verworfen und die bestätigte Testung dann als „Fall“ gezählt. Wir haben also seit 1,5 Jahren eine Zählung von positiven Testergebnissen – ob die betroffene Person tatsächlich ein Patient oder eine Patientin ist oder es sich nur um einen völlig anders gearteten Zufallsbefund handelt, spielt keine Rolle.

Neben dem oben Gesagten führt das enorme Anwachsen von Testzentren, die überall aus wirtschaftlichen Gründen etabliert werden und die anlasslos testen, zu vielen „positiven Fällen“, die aufgrund der niedrigen Prävalenz bei den Getes-

teten und der unzureichenden Spezifität des Antigentests häufig falsch positiv sind. Anstatt anlasslos zu testen, sollten Tests nur bei Verdachtspatienten zur Bestätigung durchgeführt werden.

Ausnahmen hiervon betreffen z. B. das Personal von Alters- und Pflegeheimen, sofern es in diesen Heimen noch eine nennenswerte Anzahl nicht geimpfter Bewohner gibt. Das Gleiche gilt für die Pflegerinnen und Pfleger mobiler Hilfsdienste und das Klinikpersonal. Das anlasslose Testen von Lehrern, Schülern, Reiserückkehrern (Flughafen!) oder gar Tests „im Kiosk auf der Straße“ etc. ist im Sinne des Seuchenschutzes sinnlos und muss unterbleiben. Es führt immer wieder zu „Fällen“, die die Inzidenz anheben, ohne infektiologisch bedeutsam zu sein. Eine Größe zeigt die „7-Tage-Inzidenz“ jedoch an: die Belastung der Gesundheitsämter.

3. „Die Herdenimmunität muss für die gesamte Bevölkerung zwischen 60 und 70 % betragen, um einen dauerhaften Impferfolg zu erreichen.“

Zur Erreichung der Herdenimmunität, berechnet für die gesamte Bevölkerung, müssen tatsächlich mehr als 70 % doppelt geimpft sein – dies lässt sich leicht aus der Basisreproduktionsrate R_0 von SARS-CoV-2 ermitteln. Für einen Erfolg der Impfstrategie ist dies allerdings unrichtig.

Aus den oben ausgeführten Punkten ergibt sich, dass der Fokus auf die Menschen zu richten ist, die besonders häufig schwerer oder schwerst an COVID-19 erkranken. Diese Gruppe zu schützen, ist die vordringlichste Aufgabe des Bevölkerungseuchenschutzes. Da diese Gruppe bekannt ist, ist dies durchaus durchführbar und findet seinen Niederschlag in der gewählten Impfstrategie:

zunächst ältere Menschen, danach Patientinnen und Patienten mit entsprechenden Begleiterkrankungen unabhängig vom Alter. Diese Protection-Strategie zeigt rasch Erfolg: Die Krankenhäuser werden deutlich entlastet. Es muss also in dieser sogenannten vulnerablen Gruppe für eine ausreichende Durchimpfung gesorgt werden – das Gros der Bevölkerung ist hierbei für einen Erfolg nicht entscheidend, da dieses zumeist nicht schwer oder gar nicht erkrankt.

4. „Für die Bevölkerung muss in bestimmten Bereichen auch das Tragen von FFP2-Masken dringend empfohlen werden.“

Die Strategie, neben chirurgischen auch FFP2-Masken der Bevölkerung für verschiedene Bereiche zu empfehlen, zeigt eine überraschende Unkenntnis der mit diesen Masken verbunde-

nen Besonderheiten:

FFP2-Masken sind den professionell Tätigen im medizinischen Bereich vorbehalten. Sie bieten – bei richtigem Einsatz und korrekter Anwendung – tatsächlich einen besseren Schutz, da sie mehr Partikel zurückhalten, als dies chirurgische Masken (CM) vermögen. Durch die bessere Filterleistung sind FFP2-Masken mit einem deutlich höheren Atemluftwiderstand gekennzeichnet.

Dies bedeutet, dass z. B. Krankenhauspersonal nach 75 Minuten die Maske für mindestens 30 Minuten absetzen muss (eine Vorschrift des Arbeitsschutzes). Dies ist bei CM nicht so, sonst müsste ein Operateur die Operation unterbrechen oder es müsste ein anderer Chirurg die Operation übernehmen.

Menschen mit z. B. Lungenerkrankungen, wie sie häufig bei älteren Menschen vorkommen, werden diese Masken daher überhaupt nicht tolerieren. Daraus ergibt sich für normale Bürger und Bürgerinnen: Wenn man wirklich höherwertige Masken vorschreiben möchte, dann sind CM absolut ausreichend. Sie müssen aber von allen in den entsprechenden Bereichen getragen werden, da insbesondere die Tröpfchenzahl deutlich reduziert wird und dadurch eine signifikant verminderte Wahrscheinlichkeit besteht, von einem infektiösen Virusträger infiziert zu werden, unabhängig von der gerade vorherrschenden Virusvariante!

Umgekehrt funktioniert dies nicht so gut – aber wenn alle Personen in entsprechenden Bereichen eine CM tragen, ist dies nicht wesentlich. Dass die CM einen guten Schutz vor der Infektion anderer bieten, sieht man daran, dass bei OPs lediglich diese Masken getragen werden (außer z. B. bei Knochen-OPs) und der zu Operierende so gut wie nie durch das OP-Personal infiziert wird.

Hinzu kommt ein weiteres Problem: FFP2-Masken sind wesentlich steifer als CM – z. B. bekommen Bartträger keinen optimalen Sitz der Maske. Dies gilt ebenso, wenn die Maske nicht genau zum Gesicht passt. Die Folge sind Randleckagen, über die die Atemluft sich ihren Weg sucht. Der Schutzeffekt der FFP2-Maske ist nicht mehr gegeben, ungefilterte Luft wird ein- und ausgeatmet, da diese sich den Weg des geringsten Widerstandes sucht. Um dies zu vermeiden, werden sogenannte „Fit-Tests“ angeboten, mit denen überprüft werden kann, welche Maske zu welchem Gesicht passt. Wenn dies exakt durchgeführt wird, dann sind diese Masken absolut dafür geeignet, die Wahrscheinlichkeit der Eigeninfektion signifikant zu senken.

Daraus folgt, dass FFP2-Masken der Allgemeinheit nicht zur Verfügung gestellt werden dürfen. Wenn politische Vorgaben gemacht werden, dann sind CM zu wählen – sie sind relativ preiswert und völlig ausreichend. Allerdings muss das Tragegebot strikt eingehalten werden. Es ist zu erwarten, dass bei vorgeschriebener Nutzung von FFP2-Masken das Tragegebot deutlich häufiger missachtet wird. Und trotzdem: Abstand, häufiges Händewaschen und so wenig wie möglich enge Kontakte, namentlich mit vielen Menschen in Räumen, sind die vordringlichsten Maßnahmen, um Infektionen zu vermeiden.

5. „Hygienekonzepte sind lediglich bis zu einer bestimmten Fallzahl der 7-Tage/100.000-Einwohnerinzidenz gültig.“

Auch diese Aussage ist aus Sicht der öffentlichen Gesundheitsbehörden keineswegs nachvollziehbar. Die Gesundheitsämter überprüfen sämtliche Hygienekonzepte – dies taten sie bereits lange vor der COVID-19-Pandemie, es ist eine originäre Aufgabe. Ein Hygienekonzept muss so konzipiert werden, dass Infektionen in einem Bereich, für den dieses Konzept entwickelt wurde, ausgeschlossen werden können. Hygienekonzepte müssen immer zu einem infektionssicheren Bereich führen, unabhängig davon, wie hoch die zu erwartende Fallzahl an infektiösen Patienten ist.

Als Beispiel sei hier ein Hygienekonzept in einer Notaufnahme angenommen: In diesem (glücklicherweise fiktiven) Hygienekonzept wird vorgegeben, dass

- wenn keine Patienten zu erwarten sind, die eine Infektion z. B. mit multiresistenten Erregern (MRE) aufweisen könnten, keine Maßnahmen vorzunehmen sind,
- bei wenig zu erwartenden Patienten mit MRE z. B. häufigeres Reinigen der patientennahen Bereiche und
- bei vielen MRE-Patienten ständige Desinfektions- und Reinigungsmaßnahmen mit zusätzlicher Schulung des Personals verbindlich durchzuführen sind.

So einen Hygieneplan würde kein Gesundheitsamt genehmigen – im Gegenteil kommt die zu erwartende Fallzahl in Hygienekonzepten allenfalls ausnahmsweise vor. Museen, Messen, Opern- und Schauspielhäuser, Fußballvereine, aber auch Restaurants und viele andere Einrichtungen haben außerordentlich umfassende und im Sinne des Seuchenschutzes wirksame Hygienekonzepte entwickelt und mit den Gesundheitsämtern abgestimmt. Diese Bereiche zu schließen, ist infektiologisch nicht zu begründen und führt

zu einer „doppelten Bestrafung“ der Bürgerinnen und Bürger: Zum einen dürfen sie die entsprechenden Bereiche nicht besuchen, zum anderen müssen sie die Maßnahmen auch im Haushalt erdulden und stringent durchführen. Aber nur die Maßnahmen im privaten Bereich wären letztlich effektiv.

Das Argument: „Man kann ein Fußballstadion, Museen etc. nicht aufmachen, wenn zeitgleich sich nur wenige Haushalte treffen dürfen“ ist in diesem Kontext unrichtig. Durch eine gute und glaubhafte Risikokommunikation wäre es gelungen, auf die Unterschiede zwischen privaten Haushalten und professionellen Bereichen hinzuweisen und diese zu öffnen. Wobei auch hier eine strikte Umsetzung des Hygienekonzeptes zu fordern ist und bei Verstößen sofort eingeschritten werden muss – wenn nötig mit dem dauerhaften Entzug der Berechtigung, seinen Bereich zu öffnen.

Fazit

Bei dieser Pandemie ist vieles anders, als dies bei vergleichbaren vorherigen Pandemien zu sehen war. Die Grippe-Pandemien, die über die Erde hinwegzogen, standen in der Regel der COVID-19-Pandemie in nichts nach. Bereits lang vorgegebene Begrifflichkeiten werden von der Politik, selbst von Kennern infektiologischer/epidemiologischer Zusammenhänge, falsch angewendet. Man spricht von der Corona-Pandemie, Corona-Impfung, CoRoNa-Testung usw. Man spricht auch nicht von der Orthomyxo-Pandemie, sondern von der Grippe-Pandemie.

Die Begriffe „Quarantäne“ und „Isolation“ werden selbst von „Profis“ aus diesem Metier falsch benutzt. Sogar Gesetze wurden wegen COVID-19 geändert: Zum Beispiel wurde die Verlängerung der „Epidemische Lage von nationaler Tragweite“, das im Infektionsschutzgesetz unter § 5 wegen COVID-19 verankert wurde, am 25. August 2021 zum wiederholten Mal für 3 Monate vom Bundestag beschlossen. Hierdurch sind die Grundrechtseinschränkungen, die Bund und Länder beschließen, überhaupt erst möglich – gleichwohl bleiben sie rechtlich überaus bedenklich. Und in der gegenwärtigen Situation ist das Festhalten an dieser Verordnung nicht nachzuvollziehen.

Dieses Vorgehen erinnert an die Einführung der Schaumweinsteuer, bekannter als Sektsteuer. Sie wurde Anfang des 20. Jahrhunderts eingeführt, um Ausgaben für die damalige Kriegsmarine zu ermöglichen. Sie wird mittlerweile fast 120 Jahre erhoben – es bleibt abzuwarten, wie lange

die epidemische Lage festgestellt wird.

Dass Politiker sich derart in die Belange der Seuchenhygiene einmischen, ist bislang nicht da gewesen. Dass aber Politiker einen unerhörten Druck auf die Ständige Impfkommision (STIKO) ausüben wollen, hinterlässt einen fassungslos. Der Vergleich mit der European Medicines Agency (EMA) der Europäischen Union („Profis“) und der STIKO, wie sie insbesondere von einem Ministerpräsidenten vorgenommen wurden, zeigt, wie wenig die Politik von der gesamten Problematik versteht.

Die EMA ist für die Effektivität von z. B. Impfstoffen zuständig, während die STIKO insbesondere die Effizienz von Impfstoffen für den Einzelnen und die gesamte Gesellschaft beurteilt. Es ist immer wieder überraschend, dass Politiker und Politikerinnen zu ihrer sonstigen Arbeit noch die weltweite Studienlage zu Impfstoffen lesen. In diesem Kontext sei auf die frühen Arbeiten der beiden Psychologen Daniel Kahnemann und Amos Tversky hingewiesen. Kahnemann und Tversky arbeiteten an der überhöhten Selbsteinschätzung und wiesen unter anderem nach, dass Entscheidungen durch viele Größen parallel beeinflusst werden, selten durch logisches Denken. Vieles davon passt auf die gegenwärtige Situation.

COVID-19 ist nicht vom Himmel gefallen. Es handelt sich um ein Virus mit Eigenschaften, die man schon lange von anderen, vergleichbaren Viren kennt. Es ist nicht aggressiver als z. B. besondere Grippeviren und es verhält sich vorhersehbar. Es wird Zeit, die Weltbevölkerung darauf einzustimmen, dass mit COVID-19 ein weiteres beständiges Virus auf der Erde bleiben wird.

Autor

Prof. Dr. Dr. René Gottschalk war bis Juli 2021 Leiter des Gesundheitsamtes Frankfurt am Main. In dieser Funktion hatte er maßgeblich mit der COVID-19-Pandemie zu tun.
E-Mail: gottschalk@med.uni-frankfurt.de

Zur Vertiefung der Thematik sei hier auf ein Thesenpapier folgender Autorengruppe hingewiesen:

Prof. Dr. med. Matthias Schrappe / Hedwig François-Kettner / Prof. Dr. Dr. med. René Gottschalk / Franz Knieps / Dr. med. Andrea Knipp-Selke / Prof. Dr. rer. pol. Philip Manow / Prof. Dr. med. Klaus Püschel / Prof. Dr. rer. nat. Gerd Glaeske:

<https://corona-netzwerk.info/thesenpapier-8-der-autorengruppe/>

Corona – Eine Zwischenbilanz

von Rolf Heinzmann und Delphine Akoun

Wir werden uns noch längere Zeit mit den Wirkungen und Nachwirkungen der Corona-Pandemie beschäftigen (müssen). Sowohl mit den direkten, sozusagen medizinisch begründeten, als auch mit den Folgen all der Maßnahmen, die zur Kontrolle der Pandemie getroffen worden sind.

Eine Frage ist, wie sich die Spaltungen in unversöhnliche Lager weiterentwickeln werden – die Lager Impfgegner versus Impfbefürworter oder Corona-Leugner versus Befürworter strenger Schutzmaßnahmen. Diese Spaltungen haben sich heruntergebrochen bis in Familien und Paare. Als krasses Beispiel sei ein im Elternhaus lebender 18-jähriger Abiturient erwähnt, der von den Eltern mitten in den Prüfungsvorbereitungen des Hauses verwiesen wurde, weil er sich hat impfen lassen. Die Eltern fürchteten, dass schädliche Wirkungen einer Impfung in nicht näher beschriebene Weise auf Nicht-Geimpfte übertragen werden.

Solche Themen werden uns als TherapeutInnen und BeraterInnen in Zukunft verstärkt beschäftigen.

Eine andere Frage ist, wie künftig auf politischer Ebene Entscheidungen in ähnlichen Situationen getroffen werden sollen. Auch hier gehen die Meinungen auseinander. Die einen sind der Ansicht, dass die Kanzlerin und die MinisterpräsidentInnen einen guten Job gemacht hätten. Die anderen sehen in der Art der Entscheidungsfindung eine unzulässige Entmachtung der Parlamente und damit eine langsame Erosion der Demokratie.

Der Berliner Politologe Wolfgang Merkel kommt in einem Interview des SWR2-Radio unter dem Titel „Die Corona-Krise schwächt den Parlamentarismus“ zu dem Ergebnis, dass die Art und Weise, wie Entscheidungen an den Parlamenten vorbei getroffen wurden, in ihrer Legitimität zumindest als fragwürdig betrachtet werden kann (<https://www.swr.de/swr2/wissen/die-corona-krise-schwaecht-den-parlamentarismus-wolfgang-merkel-wir-brauchen-eine-staerkung-der-demokratie-100.html>). Und dass es überwiegend die Gerichte waren, die für ein Stück Rechtsstaatlichkeit gesorgt hätten, indem sie etliche Entscheidungen der Exekutive gekippt hätten.

Entscheidungen mussten in allen Systemen getroffen werden, von der WHO über die EU über die Bundesregierung bis hinunter in jede einzelne Familie. Und überall musste auch geklärt werden, wer überhaupt Entscheidungen treffen darf und wie die Abläufe solcher Entscheidungen zu sein haben.

Auch wir, die MitarbeiterInnen des GIF, standen zu Beginn der Pandemie vor solchen Überlegungen.

Was im Fall von Einzelsitzungen einfach erscheint – eine Sitzung findet statt, wenn sie von den Regelungen her erlaubt ist und TherapeutIn und KlientIn dies wollen und sich auf die Rahmenbedingungen geeinigt haben – kann im Fall von Gruppenveranstaltungen schnell unüberschaubar komplex werden.

Wir haben uns im Frühjahr 2020, zu Beginn der Pandemie, für ein partizipatorisches Modell der Entscheidungsfindung entschieden: Die GruppenteilnehmerInnen entscheiden also mit, ob, wann und zu welchen Bedingungen eine Veranstaltung stattfindet. Hierfür haben wir ein 2/3-Quorum festgesetzt. Unter der Voraussetzung, dass das GIF und GruppenleiterInnen sowie die Tagungshäuser dem Stattfinden einer geplanten Veranstaltung zustimmen, ist zusätzlich eine 2/3-Mehrheit der TeilnehmerInnen erforderlich.

Für Fortbildungsveranstaltungen und Selbsterfahrungsgruppen ist diese Regelung bis heute gültig, und sie hat sich bewährt. Die Zoom-Runden, in denen wir diskutierten und abstimmten, wurden einerseits als mühsam und anstrengend, andererseits als bereichernd und hilfreich für den Gruppenprozess empfunden. Überraschend für alle war, dass häufig auch dann Lösungen gefunden wurden, wenn die diskutierende Gruppe sich in zwei radikal widersprechende Gruppen gegenüberstanden.

Vereinzelte haben wir auch im Rahmen der Zoom-Sitzungen kleine Selbsterfahrungseinheiten (bis zu 2 Stunden) angeboten bzw. solche von GruppenteilnehmerInnen geleitet. Ein gesamtes Fortbildungswochenende und ein Fortbildungstag wurden über Zoom durchgeführt. Alle Teilnehmenden fanden das als eine interessante Erfahrung, die aber nicht wiederholt werden sollte. Wir vom GIF sind im Nachhinein richtig froh und erleichtert, dass es diese Möglichkeit der Online-Kommunikation gegeben hat. Ohne sie stünden wir heute wahrscheinlich ganz woanders. In unserem Fall hat die Online-Kommunikation die Kontinuität von Arbeitsprozessen und Beziehungen erst möglich gemacht. Auch über die Corona-Krise hinaus werden wir weiter davon Ge-

brauch machen, z. B. für Infoabende. Es ist eine sehr gute Möglichkeit, niederschwellig und ökologisch Menschen aus der ganzen Republik zu erreichen.

Wir sind sehr erleichtert, dass es nach jetzigem Kenntnisstand auf keiner unserer Veranstaltungen zu einer Infektion von TeilnehmerInnen durch andere TeilnehmerInnen (oder LeiterInnen) gekommen ist. Dazu hat sicher auch viel beigetragen, dass so gut wie ausnahmslos alle unsere TeilnehmerInnen sich sehr verantwortungsbewusst verhalten haben – beispielsweise lieber mal zu Hause geblieben sind. Dies wiederum wurde erleichtert durch unsere Zusicherung, dass bei coronabedingtem Fernbleiben von einem Seminar dies kostenlos nachgeholt werden kann oder Ersatz dafür angeboten wird. Hier alles noch einmal zusammengefasst in einer kleinen Corona-Chronik.

GIF-Corona-Chronik

- **11.–15. März 2020:** Die letzten beiden Fortbildungsseminare vor dem Lockdown (S12 und K13) fanden parallel im Tagungshaus Odenwald statt.

- Vom **16. März bis Juni** wurden alle Fortbildungsseminare und Workshops des GIF abgesagt, die kostenlose Beratung wurde auf Online-Beratung umgestellt.

- Von **April bis Mitte Mai** fanden drei der vier Selbsterfahrungsgruppen nicht statt, seither mit reduzierter TeilnehmerInnenzahl (auf acht bis neun Teilnehmende). Die Montagsgruppe fand von März bis Mai über Skype statt, von November bis Februar über Zoom.

- **6.–7. Juni 2020:** Erster Workshop „Geschwisterbeziehungen“ nach dem Lockdown mit reduzierter TeilnehmerInnenzahl und Hygieneregeln.

- **Mitte Juni 2020:** Wiederaufnahme von Fortbildungsveranstaltungen mit 2/3-Quorum und Einhaltung von Hygieneregeln. Alle drei Sommerintensive konnten durchgeführt werden.

- **Oktober bis Mai 2021:** Vereinzelte fanden Fortbildungsseminare statt unter Einhaltung der Hygieneregeln, die Mehrheit der Seminare wurde abgesagt. Teils wegen Absage der Tagungshäuser oder des Instituts, teils wegen Nicht-Erreichen des 2/3-Quorums. Selbsterfahrungswochenenden fanden ebenfalls teilweise statt, teilweise wurden sie von GIF-Seite aus abgesagt. Ein Wochenendseminar und ein Ganztagsseminar fanden über Zoom statt. Bei den Abstimmungen zu Fortbildungsseminaren wurde mehrheit-

lich das 2/3-Quorum überschritten, sechsmal wurde es nicht erreicht. Es gab auch Sonderfälle, bei denen Gruppen im Verlauf des Entscheidungsprozesses neue Lösungen gefunden haben. So hat eine Gruppe mit der Zustimmung der LeiterInnen beschlossen, sich für ein 5-Tagesseminar aufzuteilen. Das bot sich auch aus dem Grund an, dass die Gruppe mit 20 TeilnehmerInnen sehr groß war. Zehn TeilnehmerInnen

hatten im März ihr Seminar, die anderen im Juni. Bei einer anderen Gruppe war die 2/3-Mehrheit bereit, nach dem das Seminar stattgefunden hatte, die nachfolgende Veranstaltung zu verschieben, um der Minderheit entgegenzukommen.

- **Ab Mitte Mai 2021** fanden wieder sämtliche Fortbildungsseminare statt.

Es folgen nun persönliche Erfahrungsberichte

und Fallbeispiele vor dem Hintergrund der Pandemie.



1. Auflage, 2020. Die Kinderbuchindustrie hat ihren Bildungsauftrag viel schneller als das Fernsehen umgesetzt.

Erfahrungsberichte

Atemreise im Seminarhausgarten

von Daniel Broß und Julia Martens

Durch die Corona-Verordnung stand es trotz niedriger Inzidenzen nicht zur Disposition, das geplante Herzstück unseres 10-tägigen Sommerintensivs im Gruppenraum stattfinden zu lassen. In Absprache mit der Seminarhausleitung konnten wir dann aber doch die „Gruppenleitung Spezial“ in den liebevoll gestalteten Garten verlegen. Es waren Gewitter angekündigt, was die Sache noch spannender machte. Bei über 30 Grad am Vormittag eine Atemreise im Freien zu veranstalten, bedurfte einiger Vorbereitungen: jede Menge Wasserflaschen; Plastikplanen, um die Matratzen vor Grasflecken und heruntergefallenen Zierkirschen auf der Wiese zu schützen; eine Kiste voll von allseits bekanntem Online-Händler „geliehener“ Bluetooth-Lautsprecher, die sich smart untereinander vernetzen konnten und jeden Atmer direkt am Kopf mit bestem

Sound versorgten; provisorisch auf Holzplanken gespannte Leintücher und die im Abstellraum entdeckte spanische Wand für zusätzlichen Schatten. Sowie einen Wasserschlauch zum Abkühlen, am besten gleich des ganzen Oberkörpers.

Wie soll man darüber schreiben? Es war ein besonderes Erlebnis im Garten. Sommerhitze, der Blick in den Himmel und in die tanzenden Blätter der Bäume, der Duft von Lavendel, animierend-belustigendes Schafsgeblöke von nebenan. Gelegentlich kühlte und elektrisierte die Atmer ein kleiner Windstoß, der schon die Energie des nachmittäglichen Sommergewitters ankündigte. Durch die intensive Atmung der TeilnehmerInnen und die dadurch katalysierten Prozesse entstand eine Gruppen-Natur-Synthese, die nur dazu einlud, besondere Erfahrungen zu machen. Und so war es auch. Hervorzuheben ist ein mystisches Erlebnis eines Atmers, bei dem es aber dann so üblich ist, nicht mehr viel darüber nach-

zufragen, sondern es ihm einfach zu gönnen ... Aus unserer Sicht waren die Blicke in die verjüngten, gelösten und beglückten Gesichter in lebendiger Naturkulisse magisch. und die Gruppendynamik, die sich letztendlich um den Wasserschlauch entwickelte, ein großer Spaß ... Nachahmung empfohlen!

PS: Wir danken Daniela, der Seminarhausleitung fürs Mittragen und Abschirmen unseres Events. Die Matratzenbezüge mussten direkt in die Wäsche. Der Plan, Bedürfnisse nach lautem Ausdruck im „Schreiraum“ im Seminarhaus auszudrücken, ging nicht auf. Das Leben bahnte sich auf der Wiese den kürzesten Weg, und nett war, dass Anrufe von besorgten Nachbarn nur in der Frage bestanden, ob sich jemand in einer Notlage befände, ob Hilfe notwendig sei, sie würden auch rüberkommen und helfen, wenn es so wäre.

18 | Praxis

Veränderungen im therapeutischen und zwischenmenschlichen Alltag und Erkenntnisse in den Jahren 2020/21

von Petra Mann

Heute, am 20. Juni 21, im Wissen, die Auswirkungen der Pandemie haben sich noch nicht alle offenbart, wage ich einen Blick auf das letzte Jahr. Einige Gedanken möchte ich teilen, im Rückblick auf die Veränderungen im therapeutischen und zwischenmenschlichen Alltag.

Ich wurde geschont; keine meiner nächsten Menschen ist schwer erkrankt, und trotzdem gab es Verluste, die sich vielleicht auch als neue Möglichkeiten und Erkenntnisse erweisen.

Verluste und Erkenntnisse, die erst seit ein paar Wochen deutlicher werden, in einer ungeahnten Scheu und Verunsicherung, das kulturelle Leben und die körperliche Nahe zu Mitmenschen wieder aufzunehmen. Als sei jede Verabredung, jeder Schritt ins vor der Pandemie so gewohnte Leben, das erste Mal. Auch Klient:innen berichten von dieser Erfahrung, die einerseits etwas befremdlich daherkommt, wenn wir uns an das Leben vor der Pandemie erinnern, jedoch auch einen kostbaren Moment enthält. Diesen einen Augenblick, diese bewusste Entscheidung, sich wieder zu verabreden, ein Lokal oder eine Veranstaltung zu besuchen. Diese besondere Empfindung zu spüren, etwas zum „ersten Mal“ zu tun, die uns nun in alltäglichen Dingen möglich wird. Jeder Tag, jede Begegnung ganz neu. Wenn wir uns diesen Anfangergeist erhalten können, wird aus der als Einschränkung erlebten Zeit ein großer Schritt ins bewusste Sein, voller Lebendigkeit.

Im therapeutischen Kontext sind in den vergangenen Monaten vermehrt die Themen Einsamkeit, Vereinsamung, der Umgang mit existenziellen Sorgen und finanziellen Engpässen in den Vordergrund getreten.

Ein paar wenige meiner Klient:innen waren erleichtert, mit ihrer Besonderheit der Kontakteinschränkung nun wirklich dazuzugehören, oder andere, die ihre symbiotischen Sehnsuchte erfüllt sahen und sich nur noch innerhalb ihrer Partnerschaft bewegten.

Die hinter dieser Erleichterung liegenden Themen tauchen nun, nach der Lockerung der Pandemiebewältigungsvorgaben, wieder vermehrt auf, in einer größeren Klarheit und Dringlichkeit.

Die Gestaltgruppen mit Maske und ohne Körperkontakt erforderten einen kreativen Umgang, eine Anpassung der Gruppengröße auf die Größe des Raums, um Abstand halten zu können,

und viele neue „Übungen“, um weiterhin erfahrungsorientierte und emotionale Erfahrungen zu ermöglichen. Manchmal auch einen großzügigen Umgang mit den Regelungen, zugunsten einer heilenden Erfahrung. Als große Erleichterung benannten einige Teilnehmenden, dass wir vor den Gruppen-Schnelltests machten bzw. getestet kamen. „So sicher habe ich mich schon lange nicht mehr gefühlt“, das war die Aussage einer Gruppenteilnehmerin. Alle Gruppenteilnehmer:innen waren froh in diesem Jahr, sich weiterhin als Gruppe zu treffen, trotz aller Einschränkungen. Es gab kaum Fluktuation, eine größere Verbundenheit und Verbindlichkeit sind entstanden.

Als Psychotherapeutin in der Einzel- und Gruppentherapie war ich zunächst verunsichert, mich nur noch eingeschränkt auf die Mimik der Klient:innen beziehen zu können, da die Maske einen Großteil des Gesichts verdeckte. Ich konnte erleben, dass andere Wahrnehmungskanäle mehr in den Vordergrund traten, so auch mein eigenes Körperempfinden. Ich wurde transparenter mit meinen Wahrnehmungen, Ideen und Gedanken und stellte diese den Klient:innen zur Verfügung.

Ich habe den Heilraum Natur mehr in meinen therapeutischen Alltag einbezogen und mich mit Klient:innen zur Einzeltherapie im Wald verabedet. Das ist ein echter Gewinn für mich; eine Idee, die ich schon eine Weile in mir getragen habe, fand nun in dieser Zeit eine Form.

Ich freue mich über jede Erleichterung der Einschränkungen und wünsche allen Menschen, dass wir uns erinnern und bewusste Entscheidungen treffen, wie wir wirklich Leben mochten zum Wohle von Allen.

Es ist so eine Sache mit dem Kontakt

von Detlef Klöckner

Im Oktober 2019, ein goldener Herbsttag, ich fahre mit dem Rad über den Frankfurter Römerberg. Vor dem Justitia-Brunnen steht eine japanische Reisegruppe. Frauen und Männer fuchtelten mit ihren Selfie-Stöcken in der Luft rum, kurzes Innehalten, Auflachen, nächstes Foto. Die Szenerie ist lustig und irritierend. Alle tragen Mundschutz wie OP-Ärzte. Ich fange den Blick einer abseits stehenden älteren Dame auf, spöttische Mundwinkel, wir schütteln beide den Kopf. Da sind wir uns einig, man kann sich doch wegen dem bisschen herbstlichen Schnupfen und Halskratzen, vielleicht auch mal einem grippalen Infekt, nicht derart verbarrikadieren!

Mai 2020, ich rufe eine Freundin an, will sie zum Essen einladen. „Äh, danke, das ist lieb, aber ich treffe mich nicht in Wohnungen, ist mir zu heikel. Aber, wenn ...“ Ein paar Tage später sitzen wir auf einer Parkbank, das bestellte Essen an einer Ladentür abgeholt, die Plastiktüten hängen über der Banklehne, Plastikteller auf dem Schoß, Sekt in mitgebrachten Gläsern, Stoffservietten und eigenes Besteck dabei, etwas Kultur muss bleiben. Abstand lässt die Bank soeben zu. Vorübergehende beneiden uns. Wir saßen noch öfter draußen zum Essen, einmal zu viert bei Nieselregen mit Picknickdecke. Da hat uns niemand mehr beneidet, eher bedauert.

Dann hat's mir gereicht. Ich traf mich seither bevorzugt mit wenigen „Mutigen“; immer nur zwei, drei, die sich sagten, wir haben es wahrscheinlich eh schon gehabt, und wenn wir lüften, Hände desinfizieren und Abstand halten, muss das reichen. Ansonsten? Wenn es jemand möchte und wenn es erforderlich ist, ziehe ich natürlich den Mundschutz über. So ging es gut durch die Tage.

Manche fingen an, den Mundnaseschutz nach Wochentagen zu benutzen, säuberlich nach Person und Tag getrennt aufgehängt, die gebrauchten wurden regelmäßig in die Waschmaschine gesteckt, andere brieten die Dinger im Backofen ... Nein, wirklich nicht! Da kommt mir nur Kuchen, Auflauf, Braten rein ... Ich fing an, mir welche danach auszusuchen, ob es zum blauen Pullover, karierten Hemd, meiner Augenfarbe, den Haaren, der Gesichtsform passt, was auch immer. Mittlerweile besitze ich ein ganzes Sortiment, einige mit gebrochener Nasenklammer. Seltsamerweise brechen die beim Waschen gerne und durchbohren den Stoff. Niemand aus meinem privaten Umfeld, mit dem ich häufigen direkten Kontakt hatte, hat bis heute eine Infektion gehabt. Das bestätigt die persönliche Magie nachträglich und außerdem sind wir nun fast alle geimpft.

Anfangs hatte ich die Befürchtung, die Praxis würde fortan schwierig werden. Aber man lernte rasch, sich zu digitalisieren, schnell waren die Videokonferenz-Anbieter ausgemacht, die Portale eingerichtet und gerne genutzt, dann langsam abnehmend und weniger freudvoll. Besonders Supervisionsteams haben ausgesprochen gut damit gearbeitet. Es geht einiges vor dem Bildschirm, es ist eine weitere Möglichkeit, aber es geht beileibe nicht alles.

Meine Empathie, mein Spürvermögen für die Situation, selbst meine intellektuellen Fähigkeiten

hat der Bildschirm größtenteils geschluckt. Und, mich überkommt bereits nach wenigen PC-Sitzungen eine Müdigkeit, wie ich es aus der normalen Praxis überhaupt nicht kenne. Ich bin auf ein Gegenüber aus Fleisch und Blut angewiesen, eine Situation zum Anfassen, sonst funktionieren meine Sinne nur beschränkt, raubt es mir den Elan. Einige Klienten fanden es belebend, geradezu befreiend vor der Kiste. Mein Verdacht ist, manchen fällt die Selbstorganisation, ohne einen Raum miteinander zu teilen, ohne direkten Kontakt leichter.

Ein Kreuz war und ist der tägliche Organisationsaufwand, die Tagesabläufe gestalteten sich komplizierter. Nicht nur, dass das Arbeitsvolumen während der Pandemie insgesamt anstieg, es kragte durch die Internetnutzung auch in die Abendstunden aus. Es gab Tage, da hatte ich von früh bis spät Sitzungen, mal Vor-Ort-Supervisionen, mal face to face in der Praxis, mal mit dem PC, aber kein richtiges Arbeitsende mehr.

Zu Hilfe kam in dem ganzen Verwaltungs- und Arbeitsdurcheinander eine zunehmende Bildschirmmüdigkeit aller Beteiligten. Nach der anfänglichen Euphorie häuften sich irgendwann die Klagen: „Ich kann keinen Bildschirm mehr sehen, ich will mich endlich wieder normal bewegen dürfen, ich muss jemanden zum Anfassen vor mir haben, ...“ Mit den Klagen wuchs auch die Motivation für Vor-Ort-Sitzungen. Der PC hatte, mit wenigen begründeten Ausnahmen, seine Schuldigkeit getan. Es wird in Zukunft eine Möglichkeit mehr sein, mehr aber wohl nicht.

Das Erfreulichste, deshalb kommt es zum Schluss, war die durchgehende Disziplin und Motivation der Menschen in Face-to-face-Sitzungen. Mit Händewaschen, Mundnasenschutz, Abstand und Lüften ließ sich gut arbeiten, und alle, die durchgehend kamen, waren froh, dass es überhaupt möglich blieb. Ich hatte das Gegenteil befürchtet, da es in Therapien und Beratungen ja auch zu labilen und intensiven Selbstzuständen kommt bzw. Menschen psychisch geschwächt sein können. Es kam aber zu einem überraschenden Paradox: In der beruflichen Praxis stiegen die Risikobereitschaft und Selbstkompetenzen der Beteiligten, im Privaten die Angst und Vermeidungshaltungen.

Was für den einen zur Krise wird, wird für andere ein Weg. Eigentlich ein schöner Schluss. Ich fürchte nur, die „japanisierende“ Vermummung im öffentlichen Raum wird uns erhalten bleiben. Peter Sloterdijk äußert sich ähnlich: „Wir entwickeln derzeit ein heikles, leicht unheimliches Ge-

genseitigkeitsbewusstsein. [...] Der Nächste könnte unbewusst ein Virenträger sein“, ... der mich gefährdet, oder ich bin ein Krankmacher für meine Umwelt. Kein prickelnder Gedanke für einen Gestalttherapeuten. (Sloterdijk, 2020; siehe Klöckner in diesem Heft)

Meine Erfahrungen in dieser außergewöhnlichen Zeit

von Julia Martens

Wenn ich mir die Frage stelle, welche Erfahrungen ich in dieser außergewöhnlichen Zeit seit Februar 2020 gemacht habe, so sind für mich besonders zwei Blickwinkel von Bedeutung: Zum einen die Sicht auf das Äußere, das, was ich von der Politik, den Medien und meinem Umfeld mitbekomme, und zum anderen das, was ich in mir wahrnehme, wenn ich still werde, in mich hineinhorche und Abstand zu all dem bekomme, was da draußen so alles passiert.

Wenn ich auf die Politik schaue, so bin ich von meinem offenbar zu blindem Vertrauen befreit worden. Die Tatsache, dass wir BürgerInnen vorsätzlich durch bewusste Verbreitung von Angst zur Einhaltung der Pandemie bekämpfenden Maßnahmen manipuliert werden sollen und werden, steht meinen Werten, dem, was ich mit meinen Möglichkeiten in diese Welt einbringen möchte und was ich mir im Idealfall von der Politik wünsche, diametral entgegen. Genauso erschreckend empfinde ich es, dass die großen Medienkonzerne dieser Strategie weitestgehend entsprechen.

Um nur ein Beispiel von Unzähligen zu nennen, gab es immer wieder Meldungen in verschiedenen Ländern und zuletzt auch durch die groß angelegte Mainzer Gutenberg-COVID-19-Studie darüber, wie hoch die Dunkelziffer von SARS-CoV-2-Infizierten sei, die jedoch keine Symptome hätten. Ohne gezieltes Suchen meinerseits habe ich als Interpretation der Ergebnisse ausschließlich immer wieder gehört und gelesen, dass dies eine immense Gefahr durch all die unwissend den Virus verbreitenden Menschen sei – in der Regel kein Kommentar dazu, dass dies ja zudem die Letalitätsrate, also die Tödlichkeit des Virus reduziere und bedeute, dass die Virusinfektion für mehr Menschen als gedacht asymptomatisch verlaufe.

Mir geht es weder darum, den Virus, noch das Leid, das sowohl durch den Virus als auch durch die Maßnahmen verursacht wurde, zu verharmlosen. Es geht mir hier um die Strategie von

Angstmanipulation, die bewusst eingesetzt wird – trotz der gut belegten Tatsache, dass Stress, der z. B. durch die Verbreitung von Angst massiv ausgelöst wird, einen extrem negativen Einfluss auf unser Immunsystem hat. Gleichzeitig findet im Sommer 2021 eine rentable Fußball-EM statt, bei der 60.000 Menschen zusammentreffen, während seit inzwischen mehr als 1,5 Jahren keinerlei größere kulturelle Veranstaltungen und Musikfestivals mehr stattfinden dürfen.

Dies alles ist jedoch nicht mein Hauptaugenmerk. Mich interessiert weit mehr, wie wir mit all den Geschehnissen, mit all der sich oft so sehr widersprechenden Informationsflut, mit all dieser Unsicherheit umgehen. Wenn wir davon ausgehen, dass Leben Wachstum bedeutet, dann bietet sich uns hier eine große Wachstumschance. Ganz gleich, ob wir Angst vor einer schweren und folgenreichen Erkrankung haben, Angst vor dem Verlust von nahen Menschen, Angst vor den Restriktionen und ihren Folgen, Angst um das Seelenwohl unserer Kinder oder einfach die allgegenwärtige Unsicherheit und Ungewissheit, wie es in Zukunft weitergehen wird – die aktuelle Situation ruft Stress in den meisten von uns hervor.

Und in Stresssituationen reagieren wir bekanntlich mit unseren tiefsitzenden, altbekannten Stressmustern. Wir werden besonders hart und rigide, innerlich eng, kontrollierend, selbstbezogen, meinen, alles lösen und wissen zu müssen, glauben, andere retten oder uns für sie aufopfern zu müssen, oder werden innerlich klein und anklammernd. Was auch immer unsere früheren Erfahrungen sind, unsere alten Themen, unser „Seelenschlick“, drängt an die Oberfläche.

Und nun ist es an uns zu entscheiden, ob wir unsere Abwehrmechanismen befeuern und im äußeren Kampf verbleiben oder ob wir still werden, nach innen hören und wahrnehmen, was da so alles nach oben kommen möchte. Ich jedenfalls erlebe es in mir selbst, in meinem Umfeld und in meiner Praxis so, dass sehr viele Menschen in den vergangenen 1,5 Jahren mit sehr tiefsitzenden Themen konfrontiert wurden. Und so heftig diese Zeit für die meisten von uns war und ist, liegt meines Erachtens genau darin auch eine immense Chance, sich diesen alten Ungeheuern, nun, da sie schon mal da sind, zu stellen und dadurch freier und selbstbestimmter zu werden.

Die Praxis der Achtsamkeit kann uns dabei helfen, die Situation im Außen und Innen erst einmal wahr- und anzunehmen, um nicht reakti-

20 | Praxis

ven Handlungsimpulsen spontan zu folgen, sondern dem, was da ist, auf heilsame Weise zu begegnen. Und uns auch wieder an die Grundhaltung des Gestaltansatzes zu erinnern, dass jede Sicht und jede Handlung aus subjektiver Sicht gerechtfertigt ist und Andersartigkeit zu respektieren und so nicht zur gesellschaftlichen Spaltung, sondern zur gemeinschaftlichen Meisterung dieser Krise beizutragen. Mögen wir diese Zeit für inneres Wachstum hin zu mehr innerer Freiheit, Liebe und für eine Besinnung auf unsere wirklichen Werte nutzen, wie wir global und im Kleinen miteinander und mit unserem Planeten umgehen möchten.

Leben in Zeiten von Corona – wie immer, nur krasser!

von Delphine Akoun

Die Bedrohung durch den Virus hat unser aller Leben als solches wieder in den Mittelpunkt der gesellschaftlichen und individuellen Aufmerksamkeit gerückt. Seit 18 Monaten treffen wir ständig notgedrungene Entscheidungen, die es direkt und grundsätzlich betreffen.

Unser tägliches Leben wurde unter anderem durch die Vorsichtsmaßnahmen, das Home-schooling, die Quarantäne, das Durchmachen der Erkrankung selbst etc. in der Corona-Hochphase verändert – bei den einen mehr, bei den anderen weniger radikal. Wir konnten vieles über längere Zeit nicht mehr leben, was vorher für uns selbstverständlich war.

Konkret bei mir: Mein Sohn wurde 3 Tage vor unserem Orientierungsworkshop für die neue GIF-Fortbildungsgruppe positiv getestet. Wir sagten sofort den Workshop ab, was mit Verständnis aufgenommen wurde und viel Fluktuation auslöste. Drei Wochen später erkrankte ich selbst an Corona, sodass unsere Familie insgesamt 8 Wochen in Quarantäne lebte.

Wie sind wir alle rückblickend diesen Lebensveränderungen, die in einer Lebensgefahr begründet waren / sind, bisher begegnet?

Auf Anhieb hätte ich gedacht, dass eine solche existenzielle gesellschaftlich relevante Bedrohung unsere individuellen Handlungs- und Kommunikationsmuster extrem verändert. Wenn man sieht, wie viele Freundschaften momentan ruhen oder in die Brüche gegangen sind oder wie viele Ehen und Familien kriseln und Kollegien unter Krankheitslast zusammenbrechen, könnte man glauben, dass wir uns durch den Virus sehr

verändert haben.

Wenn ich aber rückblickend mein Umfeld und mein privates und berufliches Leben gerade im letzten Jahr genauer betrachte, scheint es sich ganz anders zu verhalten.

Nehmen wir z. B. die Angstreaktion. Freunde und Verwandte, die vor der Corona-Zeit eher zu Angstreaktionen neigten, wurden mit Corona nur noch ängstlicher und dies oft sehr vehement. Wer vor der Corona-Zeit dazu noch, vielleicht auch durch die Angst, zu Rechthaberei neigte, hatte eigentlich ab Corona immer recht. Wer vor Corona eher kontraphobisch war, wurde es mit Corona um so mehr. Wer zu Rationalisieren und intellektuellem Schwafeln neigte, dozierte nur noch. Wer vor Corona sich eher vor Entscheidungen und Verantwortung drückte, fand sich mit Corona nicht selten in einer depressiven Episode wieder.

Im Gegensatz dazu wurden die MacherInnen unter uns in der Corona-Zeit ganz besonders rührig und aktiv, die Freiheitsliebhaber besonders radikal, die Halb-leere-Gläser-Fraktion verwandelte sich in eine Leere-Gläser-Fraktion, während die Halb-volle-Gläser-Fraktion die Krise-als-Chance-Fraktion auffüllte, usw.

Diese Verstärkung unserer bisherigen, alten ausagierten Handlungsmuster scheint mir das zu sein, was zu den Veränderungen führt, die wir allenthalben im zwischenmenschlichen Umfeld erleben. Corona treibt uns, Individuen, auf die Spitze – im Guten wie im Schlechten. Eigentlich ist es auch logisch! Woher sollten wir neue Verhaltensweisen gerade im Angesicht einer großen Gefahr aus uns herauszaubern! Das würde aber heißen: **Wir Einzelne verändern uns gerade nicht mit der Pandemie UND verändern uns gleichsam miteinander, und zwar dadurch, dass wir verstärkt erscheinen, wie wir schon immer sind!**

Vor diesem Hintergrund bin ich sehr froh, dass die Pandemie in einer Phase meines Lebens aufgebrochen ist, in der ich privat wie beruflich zum einen viel Entscheidungsspielraum und Verantwortung habe und zum anderen Mutter zweier bereits Jugendlicher bin, die mitreden können und wollen. Während ich es schreibe, wird mir bewusst, wie sehr auch das der Ausdruck meiner gewohnten Muster ist, die durch die Corona-Gefahr sehr intensiv aktiviert worden sind.

Oder ein anderes persönliches konkreteres Beispiel:

Die pandemische Gefahr hat das Bewusstsein, Teil einer größeren Gemeinschaft zu sein, in der mein Handeln Auswirkungen auf alle hat, sehr aktiviert und verstärkt. Es war der einzige Grund, weshalb ich zum ersten Mal eindeutig zu den Geimpften gehören wollte.

Man könnte meinen, ich habe mich total verändert, habe einfach das Lager gewechselt. Fakt ist aber: Meine Entscheidung unter der drohenden Gefahr entspricht meinem schon immer ausgeprägten Herdentrieb, der sich noch eindeutiger regt, wenn Gefahr in Verzug ist. Und die dumpfe Angst vor Impfung, die mich vorher in die Prokrastination geführt hatte, wenn es darum ging, sich um Impfungen in der Familie zu kümmern, kann dagegen gar nicht antreten.

Im Umgang mit der Erkrankung habe ich mich im Nachhinein mir entsprechend verhalten, nur dass ich mehr geschlafen habe, als ich ohnehin schlafe, wenn ich krank bin.

Weder ich noch meine Mitmenschen haben mich in diesen 18 Monaten in unserem persönlichen Handeln in der bedrohlichen Situation wirklich überrascht. Wir haben uns wohl meist erwartungsgemäß verhalten, nur: oft viel krasser als sonst – so scheint es mir momentan!

Angenommen, meine Beobachtung sei verallgemeinerbar: Wir greifen in Zeiten latenter Lebensgefahr zu unseren Standard-Handlungs- und Kommunikationsmuster, wir setzen sie aber viel radikaler als sonst ein, was wiederum notgedrungen zu zwischenmenschlichen Veränderungen bzw. Krisen führt, die wohl nicht selten, in Spaltung, Ausschluss und Gewalt ausarten – im Großen und im Kleinen.

Dann tun wir gut daran, uns damit auseinanderzusetzen, wie wir in unseren Lebensgemeinschaften aller Arten mit diesem Umstand umgehen wollen und sollten.

Die Gruppenpsychotherapie ist geradezu prädestiniert, um einen Beitrag dazu zu leisten.

Die Erfahrungen, die wir in unseren Fortbildungsgruppen in den letzten 18 Monaten diesbezüglich gemacht haben, sind aus meiner Sicht beruhigend und vielversprechend.



Fasching im Schwarzwald: Corona-Bekämpfungsmaßnahmen (aus: Schwarzwälder Bote vom 16.02.21)

Fallbeispiele

Und hier Fallbeispiele aus unseren Praxen für Beratung, Psychotherapie, Fortbildung, Coaching und Supervision. Typisch für viele Fälle ist, dass Corona und die Maßnahmen zu ihrer Eindämmung zu einer Verstärkung von individuellen psychopathologischen Mustern sowie dysfunktionalen Kommunikationen in Familien und anderen Systemen beitragen.

Fallgeschichte 1

von Rolf Heinzmann

Ein 11-jähriger Junge kommt in Begleitung seiner Mutter in die Ambulanz einer Kinderklinik. Er leidet seit einigen Wochen an zunehmenden Schwächegefühlen und wiederkehrenden Brechanfällen. Vor 2 Jahren wurde bei ihm in derselben Klinik ein Hirntumor operativ behandelt. Da die geschilderten Symptome von einem Tumorrezidiv herrühren könnten, wird der Junge stationär aufgenommen. Eine ausgiebige Diagnostik ergibt allerdings keinen Hinweis darauf. Der Junge ist organisch gesund, lediglich eine Behinderung in Form einer einseitigen Fußheberschwäche als Folge der Operation ist noch manifest.

Die Sozialanamnese der letzten 2 Jahre ergibt folgendes Bild: Der Junge lebt mit seiner alleinerziehenden Mutter ohne weitere Personen. Ge-

schwister existieren nicht, der Vater scheint verschwunden. Seit dem ersten Lockdown im März 2020 hatte er keinen direkten Kontakt mehr mit der Schule. Jeweils nach den Schulöffnungen machte die Mutter von der Möglichkeit, sich gegen den Präsenzunterricht zu entscheiden, Gebrauch. Auch Versuche einiger Lehrer, anderweitigen Kontakt aufzunehmen durch Klingeln an der Haustür oder Telefonanrufen, scheiterten. Online-Kontakte scheiterten an den technischen Möglichkeiten. Lediglich die per Post versandten Hausaufgaben wurden erledigt und an die Schule zurückgesandt.

Der Junge hatte also von März bis heute lediglich Kontakt mit seiner Mutter und den Großeltern. Zu denen wurde seitens der Mutter der Kontakt inzwischen auch reduziert, da die Großmutter darauf drängte, dass er Kontakt zu Gleichaltrigen bekomme.

Der Junge geht wegen der einseitigen Fußheberschwäche auf Betreiben der Mutter inzwischen mit einem Rollator, was eine sinnlose und schädliche Maßnahme ist. Sie erwägt im Übrigen die Anschaffung eines Rollstuhls.

Die Testung durch die Psychologinnen des psychologischen Dienstes der Kinderklinik ergab ein unauffälliges Ergebnis. IQ leicht unter dem Durchschnitt, aber gute kommunikative Fähigkeiten, keinerlei Anhalt für eine beginnende Demenz, wie die Mutter behauptet.

Die weitere Recherche ergab, dass der Junge Pflegestufe 4 hatte mit einem monatlichen Entgelt von 1.500 € für die Mutter als pflegende Per-

son. Normal bei einem solchen Krankheitsbild ist Pflegestufe 1.

Es verdichtet sich das Bild, dass die Mutter sich in einer engen Symbiose mit ihrem Sohn eingerichtet hat und alles daran setzt, dass diese nicht gestört wird. Über die Folgen für seine Entwicklung scheint sie sich keine Gedanken zu machen. Dass das Pflegegeld zusammen mit ihrer Erwerbsunfähigkeitsrente ein ordentliches finanzielles Einkommen ergibt, tut sicher sein Übriges.

Der Vater hat vor einiger Zeit eine Kontaktaufnahme versucht, auch über den Rechtsweg, was von der Mutter wohl abgeblockt worden ist. Da er kein Sorgerecht hat, ist dies im Übrigen auch sehr schwierig.

Inzwischen ist der Junge wieder aus der Klinik entlassen. Es wird erwogen, eine Meldung an das Jugendamt wegen Kindeswohlgefährdung zu machen oder zunächst die Mutter mit ins Boot zu holen und sie in einem Gespräch über die gesamte Problematik zu überzeugen.

Fazit: Die sozialen Kontroll- und Steuerungsfunktionen, die Schulen und Kindergärten innehaben, können wohl nicht bedeutsam genug eingeschätzt werden.

Fallgeschichte 2

von Rolf Heinzmann

Eine 73-jährige alleinstehende Frau kommt zum Erstgespräch in eine Beratungsstelle. Von ihren drei Kindern leben zwei in eigenen Familien in

22 | Praxis

Deutschland verstreut. Ein weiterer Sohn ist alleinlebend und habe eher Schwierigkeiten, „Fuß zu fassen“. Als Freiberufler jobbt er in unterschiedlichsten Aufträgen. Vieles spricht auch für eine psychische Krankheit, eine Diagnose ist ihr allerdings nicht bekannt.

Ihre Kinder habe sie weitgehend alleine großgezogen, der Vater habe sich früh aus dem Staub gemacht, von ihm ist auch jetzt nichts zu hören.

Mit Beginn des Lockdowns sind alle Aufträge des Sohnes storniert worden, sodass er aus finanziellen Gründen seine eigene kleine Wohnung aufgegeben hat und wieder bei der Mutter eingezogen ist. Seither liege er passiv auf dem Sofa herum, schaue fern und bediene sein Smartphone. Er würde sich in keiner Weise an den Hausarbeiten beteiligen, die Einkaufstaschen würde sie alleine zwei Stockwerke hochschleppen. Seine einzige Aktivität sei, dass er als bekenntender Impfgegner missionarische Reden halte.

Immer das ganze Leben aktiv gewesen, auch nach der Berentung Minijobs ausführend, merke sie allmählich, wie ihre Kräfte schwinden. Die Art und Weise, wie ihr Sohn sich bei ihr eingenistet habe, belaste sie zunehmend. Sie wisse aber nicht, was sie machen könne. Eine Freundin habe ihr geraten, den Sohn einfach vor die Tür zu setzen. Das bringe sie nicht übers Herz; auch eine Tochter sagt, dass das auf keinen Fall gehe, habe ihr aber auch nicht angeboten, sich bei der Betreuung ihres Bruders mitzuwirken.

Fallgeschichte 3

Wir wollen euch nicht gefährden! – Wenn Kinder ihre Eltern schützen wollen ...

von Delphine Akoun

Es ist die Geschichte von Frau Z., eine 74-jährige Frau, Mutter zweier Kinder und Großmutter dreier Enkel und einer Enkelin. Ihre drei Enkel leben im Ausland, was eine chronische Trauer bei der Oma auslöst. Die Enkelin (5 Jahre alt) lebt ganz in der Nähe der Großeltern. Als Corona ausbrach und bevor Frau Z. selbst eine klare Haltung dazu entwickeln konnte, nahm ihre Tochter ihr die Entscheidung ab: „Wir wollen euch schützen und kommen deshalb bis auf Weiteres nicht mehr zu euch. Wir wollen die Verantwortung dafür nicht übernehmen, dass wir drei euch vielleicht anstecken.“

Die Oma war vor dem Kopf gestoßen, fühlte sich plötzlich sehr alt, gebrechlich, lustlos, wütend

und traurig. So sei es wohl, alt zu werden: Andere bestimmen für einen, in dem Fall die eigenen Kinder.

Die Kinder meinten es nur gut, so sagten sie. Dabei gab es allerdings keinen Dialog, keine Frage und kein Einfühlen in die Lage der Großeltern. Die Kinder (Tochter 42 und Schwiegersohn 45) wussten mal wieder, wo es lang geht – für sie und ihr gesamtes Umfeld, Großeltern inbegriffen.

Die Oma fühlte sich von allen verlassen – ein Gefühl, was sie ihr Leben lang immer wieder heimholte. Eine Oma „mit ohne Enkeln“ – so kam sie sich vor. Um dem Schmerz zu entkommen, wandte sie sich ihrem Frauensein zu und kam am nächsten Krater vorbei: Sie fühlte sich erst dann richtig angenommen, wenn sie sich von ihrer schwachen und abhängigen Seite zeigte. Von ihrer lustvollen Lebendigkeit wurde ihr Mann verunsichert und zog sich zurück.

Sie war glücklicherweise sehr gerne Oma.

Sie suchte das Gespräch mit ihrer Tochter, erklärte ihr, dass sie diesen Umgang mit ihr nicht mochte, wie gut er von ihrer Seite auch aus gemeint sei. Sie habe Angst, an Corona zu erkranken; noch mehr Angst habe sie allerdings, ihr Leben zu verpassen, zu vereinsamen, nicht mehr Teil am Leben ihrer Enkelin zu haben, es ginge alles so schnell, sie wolle sie nicht aus den Augen verlieren. Im Zweifelsfall – das wäre ihr klar geworden – sterbe sie lieber an Corona und hätte dafür viele schöne Tage mit ihrer Enkelin gehabt, als dass sie sie nicht aufwachsen sah.

Die Tochter enthielt ihr das Kind über Monate weiter vor, das mit ihr und ihrem Mann, die den ganzen Tag im Homeoffice ganztags arbeiteten, sich mehr oder weniger alleine beschäftigen mussten. Als beide Großeltern und Eltern geimpft waren und die Enkelin wieder in die Kita ging, durften die Großeltern den Kontakt wieder pflegen.

Im Nachhinein wurde Folgendes deutlich: In dieser Familie war es vor Corona auch schon so, dass die Großeltern alles taten, was ihre Tochter vorgab – und sie gab viel vor – im Umgang mit dem Enkelkind. Sie fürchteten unterschwellig immer, dass sie das Kind nicht mehr sehen würden, wenn sie andere Regeln aufstellen würden als die, die im Elternhaus der Enkelin galten.

Durch Corona wurde der Oma schrecklich deutlich, wie sehr sie sich ihrem Kind anpasste, um Oma sein zu dürfen.

Die Frage der Selbstbestimmung konnte in der

Familie nicht diskutiert werden – die Angst vor Verlust war auf allen Seiten zu groß, und das eigentlich schon immer. Das hatte mit Corona nichts zu tun.

... Aktuelles aus Therapie und Beratung

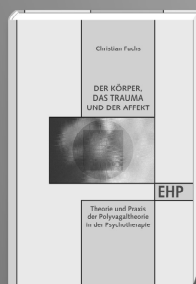


Friedhelm Matthies

LEIB- UND SITUATIONSORIENTIERTE GESTALT-THERAPIE UND PSYCHOPATHOLOGIE

Der Beitrag der Neuen Phänomenologie zur Gestalttherapie

312 S., Abb., Tab. · ISBN 978-3-89797-128-8

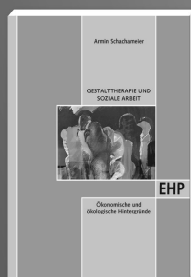


Christian Fuchs

DER KÖRPER, DAS TRAUMA UND DER AFFEKT

Theorie und Praxis der Polyvagaltheorie in der Psychotherapie

192 S., Abb., Hardcover, Fadenheftung · ISBN 978-3-89797-674-0



Armin Schachameier

GESTALT UND SOZIALE ARBEIT

Ökonomische und ökologische Hintergründe

192 S., Abb.
ISBN 978-3-89797-141-7

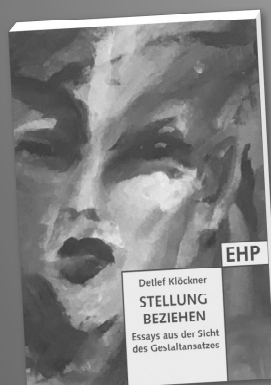


Betty Wollgarten, Gudrun Kaltwasser

ICH-SPRACHE: WAS ICH TUE, WENN ICH SPRECHE

Theorie und Praxis für Beratung, Beruf und Führung

144 S., Abb., Hardcover, Fadenheftung
ISBN 978-3-89797-120-2



Detlef Klöckner

STELLUNG BEZIEHEN

GESTALT-THERAPIE
Forum für Gestaltperspektiven

Herausgegeben von der Deutschen
Vereinigung für Gestalttherapie, DVG

ISSN 0933-4238
2 Hefte jährlich / ca. 120 S.
Abo/Jahr: EUR 25,00
Einzelheft: EUR 15,00

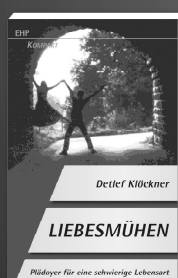


**Essays aus der Sicht
des Gestaltansatzes**

240 S., Abb., Fotos
ISBN: 978-3-89797-138-7

*Alle Neu-
erscheinungen
auch als
E-Book erhältlich*

... Liebe · Beziehung · Paare



Detlef Klöckner

LIEBESMÜHEN

Plädoyer für eine
schwierige Lebensart

250 S., Abb. · ISBN: 978-3-89797-303-9

Bernhard Riedl
**WARM GEWECHSELT –
KALT ERWISCHT**

Ein psychologisch-
philosophischer Streifzug
durch die Trennungslandschaft

140 S. · ISBN 978-3-89797-137-0



EHP

*Verlag Andreas Kohlhaage
www.ehp-verlag.de*

In diesem Artikel möchte ich einige Anregungen geben, was nach dem integralen Gestalt-Ansatz unter Krise verstanden werden kann, wie entwicklungsspezifische Umgehensweisen damit aussehen können und schließlich, was Lernen in schwierigen Situationen heißen kann. Dazu werde ich zunächst in möglichst einfacher Form die dafür wesentlichen Grundlagen der integralen Philosophie skizzieren und diese dann in den Zusammenhang meines Themas stellen. Zur Veranschaulichung, Auflockerung und Erweiterung dieser theoretischen Ausführungen ziehe ich darüber hinaus einige längere literarische Zitate aus zwei Romanen des amerikanischen Autors Robert M. Pirsig hinzu.

Einführung

Bevor ich näher auf die integrale Perspektive im Zusammenhang mit dem Thema Krise eingehe, möchte ich drei allgemeine grundlegende Punkte voranstellen. Das wichtigste zu allererst ist, überhaupt die Diagnose zu stellen: „Es ist Krise!“ Dazu definiert das Duden Universal-Wörterbuch: Krise kommt vom griechischen Krisis = Entscheidung, entscheidende Wendung. In der allgemeinen Bedeutung ist es vom französischen *crise* beeinflusst und meint eine schwierige Situation oder Zeit, die den Höhe- oder Wendepunkt einer gefährlichen Entwicklung darstellt.

Wenn man hier „gefährlich“ versteht als „unklar“ insoweit, ob die Entwicklung eher in eine günstige oder ungünstige Richtung geht, kann man also sagen, dass Krisen notwendigerweise zur Entwicklung gehören.²

Ausgehend also von der Feststellung: „Ja, es ist Krise!“, sind dann natürlich weitere Differenzierungen nötig, beginnend damit, dass es eine Vielzahl möglicher Krisenfelder gibt, beispielsweise Beziehungskrisen, Trennungskrisen, Führungskrisen, Lebenskrisen, Sinnkrisen. Und schließlich gibt es Krisen, die ausgelöst werden durch den Abschluss wichtiger Lebensinhalte und -phasen wie z. B. Ausbildung, durch Veränderungen wie Umzüge, durch Arbeitsplatzwechsel und Arbeitslosigkeit sowie durch bedrohliche Nachrichten wie ernste Diagnosen – und natürlich bedeutet jede Katastrophensituation auch eine Krise.

Damit bin ich bei meinem zweiten wichtigen Punkt im Zusammenhang mit Krisen. Wenn wir es mit Krisen zu tun bekommen, sei es bei uns selbst oder in unserem professionellen Alltag, ist es wichtig, genauer nachzuforschen (z. B. mithilfe der vier Perspektiven des Quadrantenmodells der integralen Philosophie, s. u.), um welche Krise es sich han-

delt und diese so genau wie möglich zu formulieren. Dazu gehört auch, welche Bedeutung eine solche Krise zum gegenwärtigen Zeitpunkt für eine Person, eine Institution oder ein System hat.

Zuvor möchte ich noch kurz den dritten Punkt vorstellen, den ich für den Umgang mit Krisen für wesentlich erachte. Dabei geht es um die Grundhaltung, mit der man auf Krisen antwortet. So lautete der Untertitel des Vortrags, auf dem dieser Artikel beruht: *Lernen ist immer eine Möglichkeit!* Damit möchte ich den Aspekt von Krisen hervorheben, der uns herausfordert, neue Antworten zu finden, und dabei durchaus neue Kompetenzen und Aspekte in den Vordergrund holt bzw. entwickelt. Der Satz „Lernen ist immer eine Möglichkeit“ meint in diesem Sinne: „Es ist immer auch das, was man daraus macht!“

Integrale Philosophie und Krise

Wenn ich nun etwas genauer zeigen möchte, was die integrale Philosophie zum Verständnis von Krise beitragen kann, komme ich zunächst auf das Vier-Perspektiven-Modell der Wirklichkeit zu sprechen und werde dabei für den soeben erwähnten Punkt der Bedeutung von Krise eine erste Orientierung oder Landkarte anbieten.

Das Quadrantenmodell

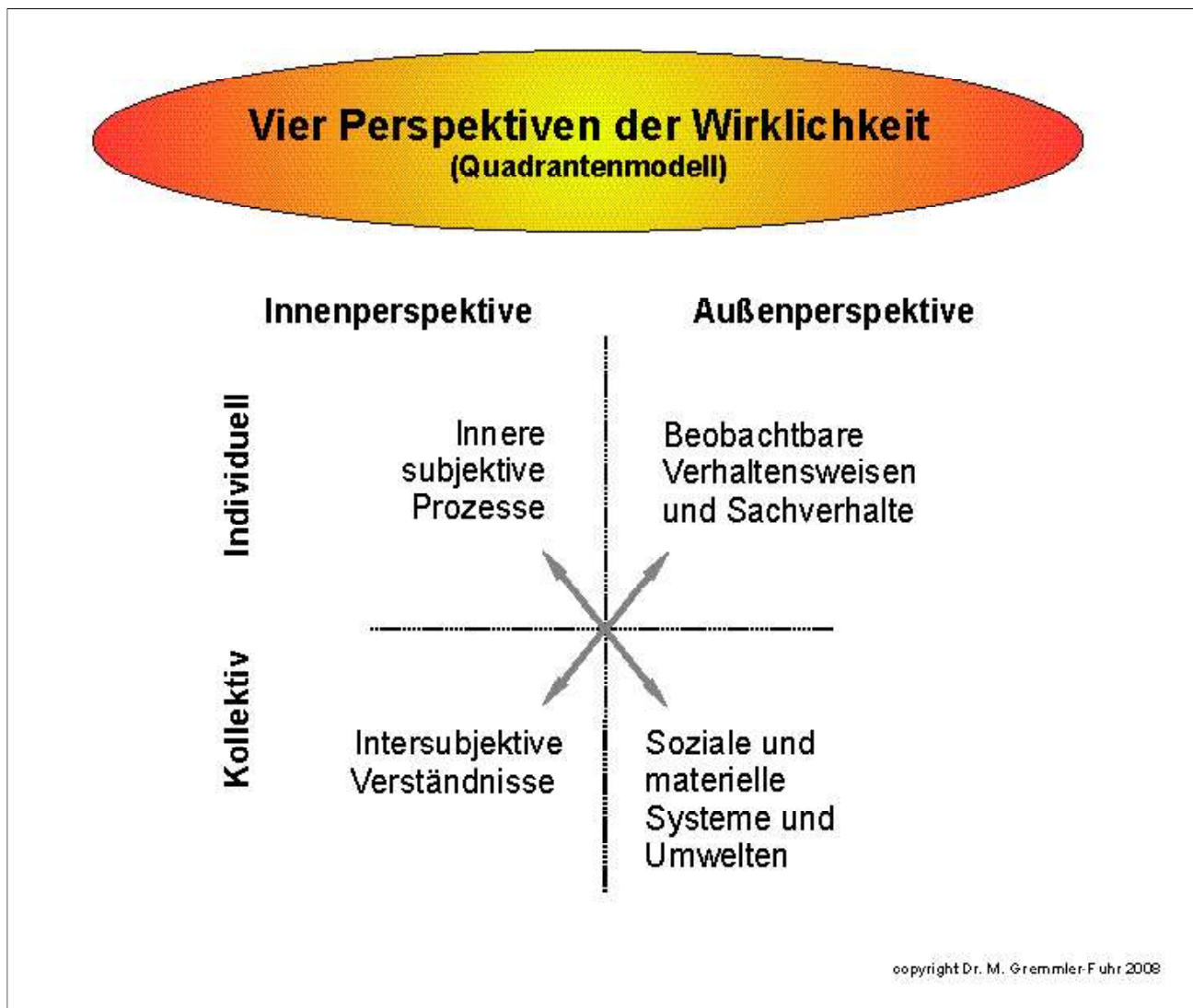
Das auf die Arbeiten Ken Wilbers (1996, 2001) zurückgehende Quadrantenmodell ist ein Orientierungsmodell, das es ermöglicht, ein jeweiliges Phänomen unter vier grundlegend verschiedenen Perspektiven zu betrachten und gegebenenfalls zu untersuchen. Diese Perspektiven sind unterschieden nach Innenperspektive und Außenperspektive (linke und rechte Seite) sowie nach individueller und kollektiver Perspektive (obere und untere Hälfte). Zusammengefasst ergeben sich daraus die vier Perspektiven oder Quadranten mit ihren jeweils spezifischen Aufmerksamkeitsrichtungen.

Diese sind für den Quadranten OL (Oben/Links = Innen/Individuell) die inneren subjektiven Prozesse; für den Quadranten UL (Unten/Links = Innen/Kollektiv) intersubjektive Verständnisse; für den Quadranten OR (Oben/Rechts = Außen/Individuell) beobachtbare Verhaltensweisen und Sachverhalte; und den Quadranten UR (Unten/Rechts = Außen Kollektiv) soziale und materielle Systeme und Umwelten.

Wie aus diesen ersten Beschreibungen schon deutlich wird, lassen sich die Informationen für die Außenperspektive im weitesten Sinne mit objektiven Untersuchungen wie Messungen, Zählungen bzw. äußere Beobachtungen gewinnen, während man für Informationen zur Innenperspektive auf Befragungen, Gespräche und Interviews angewiesen ist – wo nicht zuletzt der Gestalt-Ansatz sehr geeignet ist, die Bewusstwerdung und Formulierung subjektiver und intersubjektiver Befindlichkeiten, Einstellungen und Überzeugungen zu unterstützen.

¹ Dieser Artikel ist eine Überarbeitung meines Vortrags: Krise! Welche Krise? Oder: Lernen ist immer eine Möglichkeit bei der DVG-Fachtagung im Juni 2009 in Frankfurt a. M., erstveröffentlicht in: GESTALT THERAPIE, 2/2009. Die Zweitveröffentlichung in diesem Heft erfolgt mit freundlicher Genehmigung der Autorin und des Verlags ehP.

² So enthalten auch viele Entwicklungsmodelle den Aspekt von Krisen, nicht nur die holarchischen Modelle der integralen Philosophie, sondern beispielsweise bereits das psychoanalytische Entwicklungsmodell von Erik Erikson (siehe auch Ende des Artikels).



Krise aus vier Perspektiven

Was heißt das nun für das Verständnis und das Erleben von Krise? Dazu setzen wir sozusagen unser Thema „Krise“ ins Zentrum des Modells und betrachten es nacheinander aus den soeben erläuterten vier Perspektiven:

Für die *Perspektive Innen/Individuell (OL)* heißt die entsprechende Frage: Wie wird Krise individuell erlebt? Je nachdem, ob man sich in einer akuten Krise befindet oder diese schon länger andauert, kann Krise beispielsweise erlebt werden als

- „Boden unter den Füßen verlieren“, existenzielle Angst in Form von Paniksymptomen wie Herzrasen, Hyperventilieren oder Erstarrung.

In der Dauer wird Krise dann möglicherweise erlebt als

- Druck, Ohnmacht, Hilflosigkeit, Überforderung, Verzweiflung, begleitet von Angst und dem Gefühl des Bedrohtheits.

Früher oder später ist es dann jedoch auch möglich, Krise als

- Herausforderung zu erleben bzw. sich der Notwendigkeit zu stellen, Schaden zu begrenzen; also den Aspekt der Chance, die in der Krise steckt, zu nutzen und sich damit in die Richtung „Lernen als Möglichkeit“ zu bewegen.

Für die *Perspektive Innen/Kollektiv (UL)* heißt die entsprechende Frage: Wie wird Krise im jeweiligen sozialen und gesellschaftlichen System erlebt? (Welche Vorstellungen und Introjekte herrschen vor?) Krise kann dann z. B. heißen:

- Man hat etwas falsch gemacht, sonst gäbe es keine Krise; d. h., man muss sich anstrengen, um wiedergutzumachen; man schämt sich für den Fehler; oder
- Krise ist Strafe für eigenes Fehlverhalten; oder
- Krise gehört zum Leben; d. h., man akzeptiert Krisen als Phänomen, das unvermeidbar ist, und begegnet ihnen ohne falsche Scham.

Für die *Perspektive Außen/Individuell (OR)* heißt die entsprechende Frage: Woran lässt sich Krise beim Einzelnen äußerlich erkennen (äußerlich erkennbare, individuelle Symptome von Krise)? Krise kann z. B. sichtbar sein anhand

- der gesundheitlichen sowie finanziellen Situation; dem sozialen Abstieg (bisheriger Lebensstandard kann nicht aufrecht erhalten werden, sichtbar an Einschränkungen und Rückzügen).

Für die *Perspektive Außen/Kollektiv (UR)* heißt die entsprechende Frage: Welche offensichtlichen Konsequenzen der Krise sind im System erkennbar? Krise kann z. B. im System erkennbar sein an

- Situationen am Arbeits- und Finanzmarkt; allgemeine Wirtschaftsentwicklung; sozialen Unruhen.



Erstes Resümee

Als erstes Resümee ist festzuhalten: Je nach Perspektive kann man Krise nach anderen Kriterien beschreiben. Ich möchte im Zusammenhang mit meinem Thema auf zwei wichtige Beobachtungen hinweisen. Die erste Beobachtung betrifft den Zusammenhang von äußerer und innerer Perspektive (rechte bzw. linke Seite):

Die äußeren Perspektiven dienen vor allem der objektiven Diagnose des Faktums: Es ist Krise! Wenn wir dann aber weitergehen zum nächsten Schritt, sind wir bei der Frage: Und nun? Was machen wir damit? Dann hilft uns diese äußere objektive Perspektive nicht viel weiter. Jetzt benötigen wir die inneren Perspektiven, die uns beantworten, was so eine Krise für uns bedeutet. Mit anderen Worten, zuerst geht es um das Anerkennen: Okay, es ist Krise! Und dann geht es um die dialogische Erforschung (Gestalt-Ansatz) der simplen Frage: „Und was genau ist das Problem dabei?“

Darüber hinaus gibt es noch eine zweite wichtige Beobachtung – diese betrifft die beiden inneren Perspektiven (also auf der linken Seite die obere und die untere Hälfte):

Sowohl individuell wie auch kollektiv kann das Erleben von Krise (also die Innenperspektive)

stärker hemmend oder aber auch als Herausforderung erlebt werden, je nachdem, auf welche *Grundhaltung* sie beim Einzelnen oder beim System trifft. Es liegt auf der Hand, dass dieser Unterschied für die Frage, wie man mit einer Krise umgeht bzw. was man aus ihr macht – ob also Lernen und Entwicklung eine Möglichkeit bleibt – von großer Tragweite ist. Wenn die hemmende Grundhaltung stark dominiert, wird es sehr schwierig, Mut zu fassen, um sich der Situation aktiv zu stellen, sie also auch als Herausforderung zu verstehen.

Wovon ist diese Grundhaltung abhängig?

Die Beantwortung dieser Frage ist sicherlich sehr komplex und hat nicht zuletzt auch mit dem jeweiligen Temperament des Einzelnen zu tun. Abgesehen davon findet man jedoch auch in dem zweiten Grundmodell des integralen Paradigmas, der Holarchie der Entwicklung, Anhaltspunkte dafür!

Lassen Sie mich ganz kurz die hier nötigen Grundlagen erwähnen: Für die gesunde Entwicklung von Erwachsenen gehe ich von einer Holarchie aus: Holarchie meint ein Stufenmodell, bei dem jede nachfolgende Stufe die Grundstrukturen der vorherigen Stufe transzendiert und einschließt. Um möglichst neutrale Beschreibungen

der Stufen zu finden, hat es sich etabliert, diese mit Farben zu bezeichnen, um damit auszudrücken, dass keine Stufe an sich besser ist als eine andere. Da diese Farben dann aber auch wieder inhaltlich gefüllt werden müssen, werden Sie in der folgenden Folie sehen, dass ich ihnen noch andere Bezeichnungen zugeordnet habe.

Da es mir hier um die Zielgruppe von Erwachsenen geht, fasse ich die drei präpersonalen Stufen der Holarchie (beginnend mit BEIGE, dann PURPUR und schließlich ROT) in einer Stufe zusammen, wie sie für Erwachsene mit gesunder Entwicklung noch relevant ist (daher finden Sie hier farblich eine Mischung aus Purpur und ROT).

Dann folgt der personale Stufenbereich mit den Farben BLAU, ORANGE und GRÜN.

Und schließlich, wiederum vereinfacht im Hinblick auf die Relevanz für alltägliche Lern- und Entwicklungsprozesse von Erwachsenen, den Bereich jenseits des personalen Bereichs: hier als integraler Stufenbereich bezeichnet.



Nun entwickeln wir uns ja nicht insgesamt als Persönlichkeit kontinuierlich durch diese Stufen hindurch: Es gibt Sprünge, Auslassungen, Rückfälle grundsätzlicher oder situativer Art. Aber vor allem gibt es viele verschiedene Entwicklungslinien oder Dimensionen von Entwicklung, wie ich sie hier nennen werde. Solche Dimensionen sind beispielsweise die moralische Entwicklung, die kognitive Entwicklung, die emotionale Entwicklung usw.

Nun zurück zu meiner Frage, wie Einzelne und Systeme mit Krisen umgehen. Dazu ist es sinnvoll, folgende Dimensionen der Entwicklung zu berücksichtigen. Da wären beispielsweise:

- Erleben, Bewusstsein und Grundängste
- Orientierungen und Glaubensüberzeugungen
- Denkstrukturen
- Moral und Verantwortung

Da es hier den Rahmen sprengen würde, sich das systematisch im Detail anzuschauen, möchte ich mich auf die erste Dimension „Erleben, Bewusstsein und Grundängste“ beschränken (für detailliertere Ausführungen siehe z. B. Fuhr 2001; Fuhr / Gremmler-Fuhr 2004; Gremmler-Fuhr 2006). Denn letztlich münden alle anderen

Entwicklungsdimensionen in diese Dimension – hier werden sie empfunden.

Betrachtet man diese Dimension des Erlebens, stößt man auf folgendes stufenspezifisches Erleben bzw. folgende Grundängste:

Krise: Beispiele für stufenspezifische Grundängste / Erleben

Rot: Ohnmacht, Beschämung, Schutzlosigkeit

Blau: Kontrollverlust; „falsche“ bzw. unerlaubte Gefühle

Orange: Looser sein

Grün: Einschränkung der Selbstentfaltung; ökolog. Katastrophen

Gelb: existentielle umfassende Sinnfragen

copyright Dr. M. Gremmler-Fuhr 2009

28 | Diskurs

Was Sie hier finden als „stufenspezifische Grundängste“ sind Ängste, die in ihrem Auftreten natürlich nicht auf eine Stufe beschränkt sind. Vielmehr sind es die Ängste, die auf der entsprechenden Entwicklungsstufe in den Vordergrund treten. Entsprechend des holarchischen Gedankens, auf dem dieses Entwicklungsmodell basiert, gilt natürlich immer Folgendes: Jede nachfolgende Entwicklungsstufe transzendiert und schließt die vorhergehende Manifestation einer Entwicklung ein.

Was heißt das in der Praxis? Selbst angenommen, wir hätten im Hinblick auf wesentliche Entwicklungslinien eine integrale Stufe erreicht, dann heißt das natürlich nicht, dass wir dann keine der stufenspezifischen Grundängste vorheriger Stufen mehr empfinden würden. In Stress- und Ausnahmesituationen verfügt man nicht über das Maximum, ja nicht einmal das Optimum der eigenen Möglichkeiten, sondern mobilisiert Notfallprozesse. Im Klartext: Man fällt in der Regel in sämtlichen Entwicklungslinien auf basalere Ebenen zurück und deren Grundstrukturen treten wieder in den Vordergrund.

Vergegenwärtigen wir uns, dass die Entwicklung von der Geburt an zunächst von der physischen Qualität dominiert wird, zu der sich dann die emotionale und schließlich die mentale Qualität weiter differenziert. Dann überrascht es eigentlich nicht, dass wir in Stress- und Ausnahmesituationen tendenziell weniger unmittelbar auf unsere mentalen Qualitäten vertrauen können; diese treten in den Hintergrund und werden überschattet von körperlichen und emotionalen Phänomenen: Wir haben Ängste, fühlen uns verunsichert, sind verzweifelt, können nicht ruhig schlafen, haben keinen Appetit und alle möglichen anderen körperlichen Symptome.

Je nachdem, wo wir uns in der Entwicklungsarchie unter normalen Bedingungen selbstverständlich aufhalten (bzw. wo das sogenannte *Center of Gravity* ist), haben wir also ein relatives Spektrum an Ausdrucksformen zur Verfügung, auf die wir zurückgreifen bzw. zurückfallen – es ist wohl angemessen, diesen Prozess passiv zu formulieren, da es zunächst etwas ist, das mit uns passiert.

Ich behaupte also, dass das unmittelbare Erleben einer Krise – egal von welchem *Center of Gravity* man ausgeht – immer heftig ist. Aber, so könnte man fragen, worin besteht dann bitte der Nutzen einer Entwicklung, wenn das Erleben in Krisen davon scheinbar nicht profitiert?

Ein wichtiger Unterschied, der gerade für den Umgang mit Krisen relevant ist, hat mit der Fähigkeit zur *Disidentifikation* zu tun. Im Zentrum der Krise sind wir *identifiziert* mit unserer Not, unseren Ängsten, unserem Erleben von Bedrohung. Wir kennen das alle: wie sich unser Horizont verengt, wie wir uns im Kreis um uns selbst drehen und wir uns die entsprechende egozentrische Frage stellen: „Warum gerade ich? Warum muss das gerade mir passieren?“ Wir sind Opfer von anonymen Mächten, allgemeinen Bedingungen, böswilligen Anderen oder wem oder was auch immer – jedenfalls sehen wir keinen Ausweg.

Auf der *Ebene des Erlebens* ist eine solche Befindlichkeit in einer Krise absolut stimmig – egal wie entwickelt man im Allgemeinen ist: Krise *kann* sich nicht gut anfühlen, sonst wäre es keine.

Für die *Möglichkeit der Disidentifikation* jedoch ist es absolut nicht egal, wie entwickelt man ist. Und jetzt meine ich mit Entwicklung vor allem Folgendes:

- Wie entwickelt ist unser *Erleben und unsere Bewusstheit* davon?
- Wie entwickelt ist unser *Denken*?

Je nachdem, wie elementar wir uns in einer Krise bedroht fühlen und ob bzw. wie weit wir uns dessen bewusst sein können, sind wir mehr oder weniger *identisch* mit der Bedrohung und der Angst. Die größte Identifikation mit dem bedrohlichen Erleben würde, wenn wir sie in Worte fassen würden, ihren Ausdruck finden in Sätzen wie: „Ich bin nur noch Verzweiflung, bin nur noch Angst und Unsicherheit!“ – Keine Bewusstheit, nur Spüren des Erlebens ohne eine Instanz oder einen Zeugen außerhalb des Erlebens, der das wahrnimmt. Sich bewusst zu sein, *dass man Angst hat, aber nicht die Angst ist*, ist nach dem unmittelbaren Erleben der erste Schritt in Richtung Disidentifikation.

Ob wir nun selbst gerade diesen ersten Schritt gehen oder ob wir Klienten dabei begleiten – wir kennen alle einen häufigen Kommentar zu diesem Schritt, nämlich Aussagen von der Art: „Okay, jetzt weiß ich, dass ich Angst habe – und nun? Das fühlt sich deshalb keinen Deut angenehmer an, was nutzt mir das also?“

Gerade in so einer Situation ist die Sehnsucht nach angenehmem Erleben nur zu verständlich – weil ebenso wünschenswert wie unerreichbar. Für den Umgang mit uns selbst ebenso wie für unser professionelles Verhalten unseren Klienten gegenüber gilt gleichermaßen folgende Herausforderung, die nur auf den ersten Blick unvereinbar scheint: die Sehnsucht nach Sicherheit

und Glück zu akzeptieren, ohne das momentan absolut konträre Erleben zu verleugnen oder zu bekämpfen – beides ist angemessen und berechtigt!

Das jedoch ist wesentlich leichter gesagt als getan. Und was das Schlimmste ist: Je identifizierter man gerade mit seinem Erleben ist, desto mehr gehen einem kluge Ratschläge auf die Nerven. Wir kennen das alle ... angefangen von dem allgemeinen: „Das wird schon wieder ...“, „Du musst positiv denken ...“, Lass den Kopf nicht hängen, es kommen auch wieder andere Zeiten ...“ bis hin zu ganz konkreten Vorschlägen: „Komm, iss erst mal was ...“, „Lass uns mal wieder was unternehmen ...“, „Stürz dich in die Arbeit ...“, „Mach mal was richtig Schönes ...“ usw.

Alles gut gemeint und auch nicht dumm, aber eben in der Regel nicht das, was man gerade hören will (gar nicht zu reden davon, dass uns diese Tipps alle grundsätzlich nicht unbekannt sind). Wenn wir aber noch nicht bereit sind, uns erstens nicht allein vom Erleben beherrschen zu lassen und zweitens die heimliche Sehnsucht loszulassen, dass irgendwer oder irgendwas etwas macht, dass alles wieder gut ist – so lange laufen diese Angebote bestenfalls ins Leere (und schlimmstenfalls gehen sie uns schrecklich auf die Nerven und nähren unsere Widerstände dagegen).

Wie kann das durchbrochen werden? Ich weiß nicht, was Ihre Erfahrung Sie da lehrt, meine Erfahrung ist folgende: Irgendwann ist man bereit, wieder selbst eingreifen zu wollen, sich nicht mehr in der Krise treiben zu lassen, sondern das Ruder in die Hand zu nehmen. Dieses „Irgendwann“ ist ein Zeitpunkt, in dem man es sich leisten kann, wieder etwas anderes zuzulassen als das Eintauchen in die eigene Befindlichkeit. Das ist der Anteil von uns selbst, der damit zu tun hat, die Jalousien nach draußen, zu einer Realität jenseits unserer Krisenrealität zu öffnen.

Und dann kommt unser Umfeld wieder ins Spiel, aus dem wir Angebote aufnehmen können, die uns wieder in Bewegung bringen. Dann gehen wir beispielsweise unsere vertrauten Spazierwege, aber jetzt sehen wir, dass es nicht trostlos kahl ist im Winterwald, sondern wir sehen, wie das Leben ruht und sich für den Frühling vorbereitet, von dem wir *wissen*, dass er wieder kommen wird. Oder wir treffen nach langer Zeit zufällig einen Menschen wieder, der uns mal viel bedeutet hat, und dieser sagt uns was Nettes, Aufmunterndes (nach dem Motto der Tipps weiter oben), und jetzt auf einmal kommt die Botschaft

nicht nur an, sondern hat die Wirkung einer Intensivkur in Zuversicht und Selbstvertrauen. Sie haben sicher Ihre eigenen Erfahrungen, und sicher sind Sie für Ihre Klienten immer wieder einmal die Person, die in dieser Weise „hineingelassen“ wird.

Lassen Sie mich noch einmal auf das eben erwähnte Beispiel mit dem Spaziergang durch den kahlen Winterwald zurückkommen. Die plötzlich neue Perspektive, in dem kahlen Winterwald nun auch die Vorbereitung des Waldes auf den Frühling zu sehen, ist noch in anderer Hinsicht interessant. Sie führt uns zu der *Bedeutung, die die Entwicklung unseres Denkens für unsere Krisenprozesse* hat:

Wir sind in meinem Beispiel bereit, uns nicht allein auf das, was wir erleben und unmittelbar wahrnehmen (unsere eher beschwerte Stimmung, den kahlen Wald), zu begrenzen, sondern ziehen eine Perspektive heran, die der Gegenwart eine positive Bedeutung gibt. Mit anderen Worten: Wir wissen, dass wir uns auf den Wechsel der Jahreszeiten verlassen können, und sind bereit, dem gegenwärtigen, auf den ersten Blick eher trüben Anblick etwas Sinnvolles abzugewinnen. Wenn wir unser Wissen und unsere Erfahrung wieder hinzuziehen können, so extrem sie sich auch gerade von unserem unmittelbaren Erleben unterscheidet, dann haben wir unser Potenzial zur Disidentifikation entdeckt oder wieder gefunden. Das ist allerdings vor allem auch deshalb sehr schwierig, weil das Erleben energetisch sehr dominant ist, und Vernunft, Erfahrung oder Wissen im energetischen Sinn erst einmal überhaupt nicht konkurrieren können.

Disidentifikation vom Erleben in der Krise heißt also auch, anzuerkennen, dass das Erleben sehr dominant ist, es aber nicht weiterführt, sich dauerhaft allein darin aufzuhalten.

Wenn wir uns also bewusst sind, dass wir in einer Krise sind und wir nicht in der Identifikation mit dem Erleben stecken bleiben, dann könnte der Verlauf etwa so aussehen:

Es beginnt vielleicht damit, dass wir down und ängstlich sind. Als nächstes finden wir Wege, uns mit unserem Erleben zu verorten, dazu gehört die Frage: Ist es angemessen für meine Situation, mich so zu fühlen? (In der Krise fühlt man sich nicht toll!)

Nach dieser Verortung nun finden wir einen Umgang mit unserem Erleben, also: Will ich mein Erleben weiter so aushalten, oder will ich aktiv werden, gegensteuern, will ich mich z. B. ablenken

oder belohnen; will ich vielleicht einfach was tun, was mir hinterher das gute Gefühl gibt, es getan zu haben? Und so weiter und so fort.

Das heißt also, ich werde wieder aktiv und gestalte meinen Umgang mit der Krise. Ganz wichtig – um es noch einmal zu sagen – ist dabei Folgendes: Ich verlange nicht von mir, dass ich mich dabei gut fühle und schon gar nicht sofort – in einer Krise noch den Anspruch zu haben, sich gut zu fühlen, ist nicht wirklich eine gute Idee (wenn's dann doch mal passiert, umso besser). In einer Krise geht es nicht darum, sich gut zu fühlen, sondern darum, so schadlos wie möglich durchzukommen. Die Kraft und Zuversicht dafür kommt zum einen aus dem Wissen oder Verstand sowie aus der Vernunft und der eigenen Erfahrung jenseits dieser Krise; zum anderen kommt sie natürlich ganz wesentlich aus der Haltung sich selbst gegenüber sowie aus der Beziehung zu bedeutsamen anderen Menschen.

Diese Überlegungen lassen sich bündeln in dem Satz:

Es ist immer auch das, was man daraus macht!

Gern möchte ich Sie zur weiteren Veranschaulichung dessen jetzt kurz mitnehmen zu einem ersten literarischen Beispiel aus dem Roman von Robert M. Pirsig (1974): *Zen und die Kunst ein Motorrad zu warten*.

Warum gerade dieses Buch? Ich habe eine Schwäche dafür, sowohl Anregungen also auch Veranschaulichungen für die persönliche Entwicklung in allen möglichen Dimensionen aus dem unmittelbaren, konkreten Alltag zu holen. Pirsig gelingt die Beschreibung dieser Wechselprozesse so gut, dass ich hier gern mehrfach auf ihn zurückgreifen werde.

In dem 1974, also vor nunmehr 35 Jahren erschienenen Buch *Zen und die Kunst ein Motorrad zu warten* beschreibt Robert M. Pirsig das Potenzial, das in dem bewussten Akt des Interpretierens des Erlebten liegen kann. Je nachdem, in welcher Verfassung man sich das anhört, kann es entweder erhellend oder motivierend sein, oder aber es ist wieder nur weiteres kluges Gerede.

Es geht in dem Ausschnitt um ... *das Problem der festsitzenden Schraube* ..., von dem ausgehend er sich so seine Gedanken macht:

„Versuchen wir es einmal mit einer Neubeurteilung der Situation, indem wir annehmen, daß Ihr Festsitzen, der Nullpunkt des Bewusstseins, nicht die schlimmste aller denkbaren Situationen ist, in der Sie sich befinden können. Schließlich

und endlich ist es eben dieses Festsitzen, auf das die Zen-Buddhisten mit so viel Mühen absichtlich hinarbeiten – durch Koans, Atemübungen, Sitzen in der Stille und ähnliches. Ihr Geist ist leer, sie haben ‚losgelassen‘, nehmen die geistige Haltung des ‚steten Anfangens‘ ein. [...] Nehmen Sie einmal an, daß dies nicht ein Augenblick ist, den Sie fürchten müssen, sondern den Sie pflegen sollten. Wenn Ihr Geist wirklich und zutiefst festsitzt, sind Sie vielleicht besser dran, als wenn er voller Ideen steckt. [...]

Erwägen Sie aber nun einmal die Tatsache, dass dieser Zustand des Festsitzens, ganz gleich, wie sehr Sie sich an ihn klammern, unweigerlich verschwinden wird. Ihr Geist wird sich ganz natürlich und frei auf eine Lösung zubewegen. Sie können das gar nicht verhindern, es sei denn, Sie sind ein wahrer Meister im Festsitzen. Die Angst vor dem Festsitzen ist unbegründet, denn je länger Sie festsitzen, umso deutlicher sehen Sie die Qualität-Realität, die Sie jedesmal wieder eine Lösung finden läßt. Der *eigentliche* Grund dafür, dass Sie festsitzen, liegt darin, dass Sie vor dem Festsitzen ... davongelaufen sind ... [...].

Man sollte das Festsitzen nicht zu vermeiden suchen. Es ist der psychische Vorläufer jedes echten Verstehens. Die ichlose Hinnahme des Festsitzens ist ein Schlüssel zum Verstehen jeglicher Qualität [...] Wie Ihre Lösung dann tatsächlich aussieht, ist unwichtig, sofern sie nur Qualität aufweist. Man weiß nie, wohin das Qualitätsgleis führt. Die Lösungen sind alle einfach – wenn man sie gefunden hat. Aber sie sind nur dann einfach, wenn man sie schon kennt.“ (Pirsig 1976, 301–303)

Auch unter einem Entwicklungsaspekt ist dieses Zusammenspiel von Erleben und Verstand äußerst wichtig. Dieses Zusammenspiel ist genauer gesagt ein Hin- und Herpendeln, bei dem beide Seiten akzeptiert werden und sich vor der *Begrenzung der Einseitigkeit* bewahren:

Diejenige Begrenzung, die darin besteht, sich nur im Erleben aufzuhalten, habe ich bereits ausgeführt: Man ist seiner unangenehmen Befindlichkeit rückhaltlos ausgeliefert.

Aber auch die völlige Abwesenheit eines krisenhaften Erlebens und alleiniger „vernünftiger“ Umgang ist natürlich ebenso begrenzt. Dann sind wir abgehoben und scheinbar souverän, was für das Funktionieren-Müssen sicher eine gute Strategie sein kann, aber man sollte sich dabei selbst nicht vormachen, es sei alles halb so schlimm. Sonst hat man bestenfalls bestimmte Normen und Vorstellungen darüber, wie man mit Krisen

30 | Diskurs

umgehen sollte, introjiert.

Dieses Zusammenspiel von Erleben und Verstand stellt also nichts Geringeres als eine *Integration* dar, ein Sich-Ergänzen, wo zuvor Abspaltung, Ignoranz oder Kampf herrschte.

So eine Integration von Erleben und Verstand bedeutet auch die Entwicklung einer neuen Qualität von Bewusstsein, da sie Erleben und Verstand transzendiert.

Lassen Sie mich dazu noch einmal ausführlich Robert M. Pirsig zitieren, der in diesem Ausschnitt nicht nur die Notwendigkeit einer neuen Qualität des Denkens formuliert, sondern auch auf größere Zusammenhänge hinweist.

Bisher habe ich eher die individuelle Ebene betrachtet, d. h., was für uns Einzelne Krise bedeutet und wie wir mit ihr umgehen können.

Robert M. Pirsig schreibt in dem folgenden Zitat von der Krise, die aus der Diskrepanz von Verstand und Gefühl, aber auch der Diskrepanz von Subjektivität und Objektivität oder von Kunst und Technik sowie der Abwesenheit von Qualität erwächst. Ausgehend von den ganz praktischen Schwierigkeiten, die Freunde beim Aufbauen eines neuen Gartengrills haben, entwirft Pirsig in einem Dialog seine ganz eigene Theorie, die sich in vielem mit dem trifft, was ich zuvor versucht habe, deutlich zu machen. Darüber hinaus spricht Pirsig hier aber wie gesagt auch über Krisen und Probleme, die über das Individuelle hinausgehen.

„Alles, was ich da so über Technik und Kunst von mir gebe, ist Teil eines Musters, das sich anscheinend aus meinem Leben entwickelt hat. Es bedeutet das Überschreiten von ‚etwas‘, worüber meiner Meinung nach auch viele andere hinausgelangen möchten.“

„Und was ist das?“

„Es ist nicht nur der Gegensatz zwischen Kunst und Technik. Es ist eine Art Unverträglichkeit von Verstand und Gefühl. Der Fehler an der Technik ist, daß sie keine echten Beziehungen zu Dingen des Geistes und des Herzens hat. Deshalb wird sie gleichsam aus Versehen zum Urheber sinnloser, häßlicher Dinge und wird deshalb verabscheut. Früher hat man das kaum beachtet, weil man zu sehr damit beschäftigt war, alle Menschen mit Nahrung, Kleidung und Unterkunft zu versorgen, und das hat die Technik ermöglicht.“

Nun aber, da für diese Bedürfnisse gesorgt ist, fällt die Häßlichkeit immer mehr ins Auge, und die Menschen fragen sich, ob wir wohl immer

geistig und ästhetisch werden leiden müssen, um materielle Bedürfnisse zu befriedigen. In den letzten Jahren ist fast eine nationale Krise daraus geworden – Kampagnen gegen die Umweltverschmutzung, technikfeindliche Kommunen und Lebensweisen und was noch alles.“ [...]

„Was sich aus dem Muster meines eigenen Lebens ergibt, ist die Überzeugung, daß diesen Problemen mit unseren derzeitigen Denkweisen nicht beizukommen ist und daß darin die Ursache der Krise zu sehen ist. Sie ist nicht mit rationalen Mitteln zu überwinden, weil die Rationalität selbst die Wurzel des Übels ist. Überwinden kann man sie höchstens auf ganz persönlicher Ebene, indem man der herkömmlichen Rationalität den Rücken kehrt und sich nur auf seine Gefühle verläßt. So halten es John und Sylvia [das Paar, das ihn auf seiner Motorradreise mit seinem Sohn begleitet] und Millionen anderer Menschen. Aber das ist wohl auch nicht der richtige Weg. Mit anderen Worten, ich glaube, daß das Problem nicht dadurch zu lösen ist, daß man sich von der Rationalität abwendet, sondern dadurch, daß man die Rationalität dergestalt ausweitet, daß sie zu einer Lösung führen kann.“

„Ich fürchte, ich weiß nicht, was Sie damit meinen“, sagt Gennie.

„Na ja, es ist schon eine ziemlich vertrackte Operation. Man könnte sie mit der Klemme vergleichen, in der Sir Isaac Newton steckte, als er das Problem der augenblicklichen Veränderungen lösen wollte. [...] Das Ergebnis [seiner] Annahme ist ein Zweig der Mathematik, den heute jeder Ingenieur braucht – die Infinitesimalrechnung. Newton *erfand* eine neue Form rationalen Denkens. Er erweiterte die Vernunft, um auch mit unendlich kleinen Veränderungen arbeiten zu können, und ich glaube, daß wir heute eine ähnliche Ausweitung der Vernunft brauchen, um mit der Häßlichkeit der Technik fertigzuwerden. Das Dumme ist, daß die Ausweitung an den Wurzeln vorgenommen werden muss, nicht an den Ästen; das macht die Sache so schwer durchschaubar.“

Wir leben in einer Zeit, in der alles drunter und drüber geht, und ich glaube, dieses Drunter und Drüber ist auf die Unzulänglichkeit der alten Denkweisen bei der Bewältigung neuer Erfahrungen zurückzuführen. Ich habe einmal gehört, echtes Lernen sei erst dann möglich, wenn man sich völlig festgefahren hat und nicht mehr das schon vorhandene Wissen an den Ästen erweitern kann, sondern gezwungen ist, innezuhalten und sich eine Zeitlang seitwärts treiben zu las-

sen, bis man auf etwas stößt, das einem erlaubt, die Wurzeln des schon vorhandenen Wissens auszuweiten. Das hat jeder schon mal erlebt. Ich glaube, daß es auch einer ganzen Kultur so gehen kann, wenn eine Ausweitung an den Wurzeln not tut.“

Man blickt auf die letzten drei Jahrtausende zurück und glaubt in der Rückschau klare Muster und Ketten von Ursachen und Wirkungen zu erkennen, die die Welt zu dem gemacht haben, was sie heute ist. Aber wenn man bis zu den Quellen zurückgeht, zum Schrifttum einer jeden Epoche selber, dann stellt man fest, daß diese Ursachen zu der Zeit, als sie vermeintlich am Werk waren, nie in Erscheinung traten. In Zeiten einer ‚Wurzel-Ausweitung‘ haben die Dinge immer so chaotisch und sinnlos gewirkt wie heute. Die ganze Renaissance ist ja wohl eine Folge des durch Kolumbus‘ Entdeckung einer neuen Welt hervorgerufenen Gefühls gewesen, daß alles auf den Kopf gestellt worden sei. Die Menschen wurden einfach aufgerüttelt. Überall finden sich noch die Spuren der Verwirrung, die damals herrschte. Das Weltbild der Bibel, das die Erde als Scheibe sah, enthielt keinerlei Hinweise auf diese Entdeckung. Dennoch konnte man sie nicht von der Hand weisen. Um die neue Erkenntnis zu verarbeiten, konnten die Menschen nur eins tun: das ganze mittelalterliche Weltbild aufgeben und sich mit dem Gedanken vertraut machen, daß der Bereich der Vernunft erweitert worden war.

Kolumbus ist eine so klischeehafte Schulbuchfigur geworden, daß wir ihn uns kaum noch als Menschen aus Fleisch und Blut vorstellen können. Aber wenn wir einmal den ernsthaften Versuch machen, unsere heutige Kenntnis von den Folgen seiner Reise zu vergessen und uns in seine Lage versetzen, dann kann uns die Einsicht dämmern, daß [die] Monderkundung sich gegen das, was er durchmachte, wie ein Kinderspiel ausnimmt. Die Monderkundung erfordert keine Ausweitung des Denkens an den Wurzeln. Wir haben keinen Grund zu der Annahme, daß die vorhandenen Denkweisen dafür nicht ausreichen könnten. Es handelt sich hier wirklich nur um eine Fortsetzung dessen, was Kolumbus tat. Wahrhaft neues Forschen, das sich uns genauso darstellen würde, wie die Welt sich Kolumbus darstellte, müßte in eine ganz neue Richtung führen.“

„Nämlich wohin?“

„In Bereiche jenseits der Vernunft. Ich glaube, unser heutiges rationales Denken ist der Vorstel-

lung des Mittelalters vergleichbar, daß die Erde eine Scheibe sei. Wenn man sich zu weit an den Rand vorwagt, stürzt man angeblich ab – in den Wahnsinn. Und davor fürchten sich die Menschen sehr. Ich glaube, diese Furcht vor dem Wahnsinn ist mit der einstmal verbreiteten Furcht zu vergleichen, vom Rande der Welt abzustürzen. Oder mit der Furcht vor Ketzern. Es gibt da wirklich auffällige Parallelen.

Was aber geschieht, ist, daß unsere alte flache Erde der konventionellen Vernunft sich zunehmend als unzulänglich für die Deutung unserer Erfahrungen erweist, daher das weitverbreitete Gefühl, daß alles auf den Kopf gestellt ist. Die Folge ist, daß sich immer mehr Menschen auf irrationale Gebiete des Denkens begeben – Okkultismus, Mystizismus, Bewußtseinsveränderungen durch Drogen und ähnliches –, weil sie merken, daß die klassische Vernunft nicht hinreicht, Erfahrungen zu erklären, von denen sie wissen, daß sie real sind.“ (Pirsig 1976, 176–179)

So weit dieses ausführliche Zitat. Lassen Sie mich noch eines zur Bedeutung der historischen Perspektive für den individuellen Umgang mit Krisen hinzufügen:

Eine solche Perspektive ermöglicht eine weitere wichtige Kompetenz beim reiferen Umgang mit Krisen: das Sich-relativieren-Können. Schon immer gab es Phasen der Krise, des Umsturzes, des Umbruchs, und schon immer fühlten sich die Menschen davon überfordert und allein gelassen. Das Sich-Vergegenwärtigen, dass das, was man da erlebt, zwar subjektiv einmalig sein mag, historisch jedoch kein neues Phänomen ist, kann auch als verbindend erlebt werden und auf diese Weise Zutrauen in den Sinn umfassender Prozesse geben (womit man die egozentrische Perspektive mal verlassen hätte).

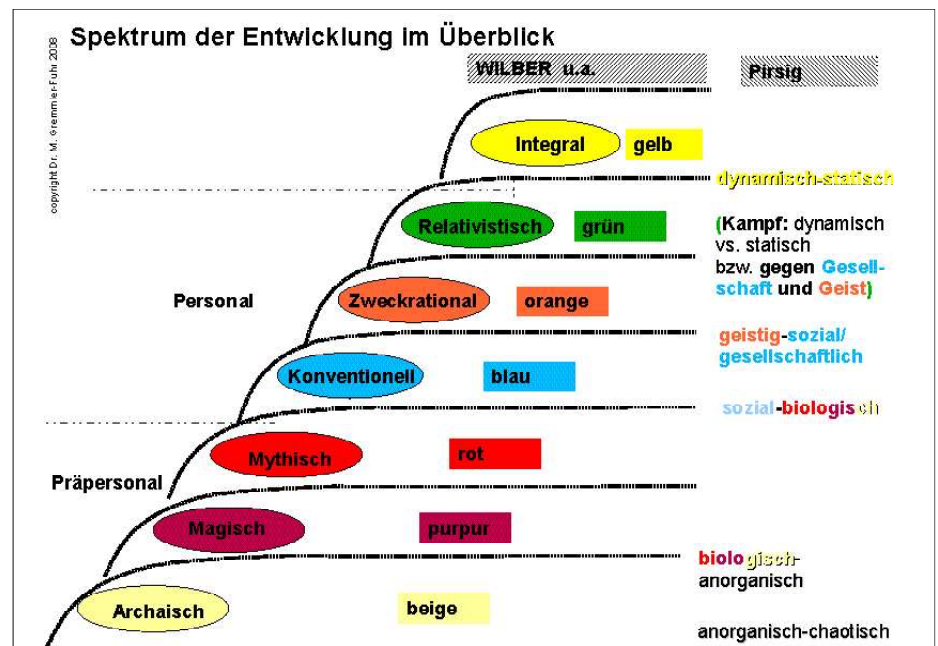
Gern möchte ich noch ein wenig ausführlicher werden, was diese Ausweitung des Denkens heißen kann. Pirsig hat 17 Jahre nach seinem ersten Roman (1974) einen weiteren veröffentlicht: *LILA oder ein Versuch über Moral* (1991). Darin verfolgt er weiter die Frage, was Qualität sei und wie diese beschrieben werden kann: Er entwickelt seine sogenannte Metaphysik der Qualität, die in ihrer Struktur ein Pendant oder auch Vorläufer dessen ist, was bei Wilber die Holarchie der Entwicklung ist.

Bei Pirsig heißen die (Moral-)Systeme (Pirsig 1992, 337):

- anorganisch-chaotisch
- biologisch-anorganisch

- sozial-biologisch
- geistig-sozial
- dynamisch-statisch

Diese Systematik hat zum einen einen holarchischen Aufbau wie die integrale Holarchie der Entwicklung, und auch die jeweiligen Kategorien lassen sich den Stufen der Holarchie von Wilber und anderen zuordnen (vgl. Abb. 5).



Pirsig macht dann deutlich, dass eine Erklärung für destruktive Entwicklungen – d. h. Entwicklungen, die eine weitere evolutionäre Entwicklung unmöglich machen, die also antiholarchisch sind – darin besteht, dass sich Vertreter vermeintlich höherer Stufen nicht holarchisch verhalten haben. Solch ein antiholarchisches Verhalten besteht vor allem darin, *wichtige Errungenschaften vorheriger Stufen zu bekämpfen statt zu integrieren*. Dazu ein letztes Zitat von Robert M. Pirsig aus *Lila*:

„Das allgemeine Bild, daß sich uns heute bietet ist [...] das gescheiterter moralischer Bewegungen. Wie die geistige Revolution die sozialen Strukturen untergrub, so untergruben die Hippies sowohl die statischen als auch die geistigen Strukturen.“ (Pirsig 1992, 341)

In ihrer „dynamischen Revolution der 60er Jahre [machten] sie einen verheerenden Fehler [...], der sie im Keim erstickte.“ (ebd., 340)

Denn: „Die Absehung sozialer und geistiger Strukturen seitens der Hippies ließ ihnen nur zwei Wege offen – den zur biologischen Qualität und den zur dynamischen Qualität. Die Revolutionäre der 60er Jahre dachten, daß beide gleich seien, da beide gegen die Gesellschaft und beide gegen den Geist gerichtet sind. Das war ihr Fehler.“ (ebd., 340)

„Die Folge ist eine Abnahme der sozialen und der geistigen Qualität. [...] Das Ende des 20. Jahrhunderts in Amerika zeichnet sich durch eine geistige, gesellschaftliche und wirtschaftliche Verwahrlosung aus – eine ganze Gesellschaft, die es aufgegeben hat, sich dynamisch zu erneuern, und langsam zurücksinkt in den Viktorianismus, der letzten statischen Sperre. [...] Was aus den großstädtischen Slums kommt, in denen die alten viktorianischen Moralgesetze fast völlig ihre Gültigkeit verloren haben, ist nicht das neue Paradies, das die Revolutionäre erstrebten, sondern eine Umkehr zur Herrschaft des Terrors, der Gewalt des Gangstertums – die alte Macht-geht-vor-Recht-Moralität prähistorischer Räuberbanden, welche die primitiven Gesellschaften bereits überwunden hatten.“ (ebd., 341)

Und er fährt fort: „Die Lähmung Amerikas ist die Lähmung moralischer Strukturen. Moralgesetze können nicht wirksam werden, weil sie von der Subjekt-Objekt-Metaphysik, die das gegenwärtige Denken beherrscht, als unzulässig erklärt worden sind. Diese Subjekt-Objekt-Strukturen waren nie dafür gedacht, eine Gesellschaft zu führen. Sie tun es nicht. Wenn sie autorisiert werden, die Gesellschaft zu führen, moralische Standards zu setzen und Werte zu verkünden, und dann erklären, daß es keine Werte und keine Moralgesetze gibt, resultiert daraus alles andere als Fortschritt. Es resultiert daraus eine gesellschaftliche Katastrophe.“ (ebd., 343)

32 | Diskurs

„Es ist diese geistige Struktur einer amoralischen ‚Objektivität‘, die für den gesellschaftlichen Verfall Amerikas verantwortlich zu machen ist, denn sie hat die statischen sozialen Werte untergraben, die nötig sind, um diesen Verfall zu verhindern. Während sie die gesellschaftliche Repression als Feind der Freiheit brandmarkte, hat sie selbst nie ein einziges moralisches Prinzip aufgestellt, das imstande gewesen wäre, den galileischen Kampf gegen gesellschaftliche Unterdrückung von dem eines gemeinen Verbrechens zu unterscheiden, der mit dem gleichen Anspruch auftritt. Das ist die Wurzel des Problems.“ (ebd., 344)

„Wir leben heute in einem geistigen und technologischen Paradies und in einem moralischen und gesellschaftlichen Alptraum, weil die geistige Stufe der Evolution in ihrem Kampf, sich von der gesellschaftlichen Stufe zu befreien, die Rolle ignoriert, welche die gesellschaftliche Stufe gespielt hat, um die biologische Stufe zu überwinden.“ (ebd., 346)

„Die biologische Qualität ist für das Weiterbestehen des Lebens unabdingbar. Aber wenn sie droht, die Gesellschaft zu beherrschen und zu vernichten, wird sie selbst zum Übel, zum ‚Großen Satan‘ der westlichen Kultur des 20. Jahrhunderts. Einer der Gründe, weshalb die fundamentalistischen moslemischen Kulturen so fanatisch in ihrem Haß auf den Westen geworden sind, liegt darin, daß der Westen die biologischen Kräfte des Bösen freigesetzt hat, die der Islam sich seit Jahrhunderten bemühte zu bekämpfen.“ (ebd.)

Was ich mit diesen ausführlichen Zitaten versucht habe, zu veranschaulichen, ist, wie zentral es für eine gesunde kollektive und individuelle Entwicklung ist, die Holarchie der Entwicklung angemessen zu durchlaufen. Allgemein ausgedrückt heißt das:

Erstens, sich nicht darüber hinwegtäuschen zu lassen, dass es kein Überspringen einzelner Stufen geben kann, da sie eben holarchisch aufeinander aufbauen.

Und es heißt zweitens, dass es sich bitter rächt, wenn man vorherige Stufen abspaltet, statt sie mit ihren Errungenschaften anzuerkennen und zu integrieren. Dieses zu Lernen ist der Prozess hin zur integralen Qualität.

Wenn ich nun exemplarisch skizzieren sollte, wodurch ein stufenspezifischer Umgang mit Krisen charakterisiert wäre, sähe das demnach etwa folgendermaßen aus:

BLAU: Man folgt in der Krise Normen dessen, was sich gehört – orientiert sich an den Werten, die den Gruppen eigen ist, denen man sich zugehörig fühlt.

ORANGE: Man verlässt sich in der Krise vor allem auf das Rationale und versucht, wieder erfolgreich zu sein.

GRÜN: Man setzt sich der Krise in ihrer ganzen Komplexität aus und versucht eine holistische Umgangsweise, indem man einen Ausgleich zum bisher Praktizierten sucht – also die Pole von Polaritäten wechselweise ins Repertoire nimmt. Als Beispiel dafür habe ich von der Integration von Gefühl/Erleben und Vernunft/Verstand/ Erfahrung gesprochen.

GELB/INTEGRAL: Man realisiert und lebt immer wieder neu die Integration des zuvor Unvereinbaren und respektiert und folgt der Grunddynamik von Statik und Dynamik.

Zum Abschluss

Statt eines Schlusswortes möchte ich diesen Artikel mit einem kurzen Zitat beenden, dieses Mal nicht von Pirsig, sondern von Joan Erikson, Mitarbeiterin und Ehefrau des berühmten Psychoanalytikers Erik Erikson, der ein grundlegendes Modell zur menschlichen Entwicklung aus psychoanalytischer Sicht entwarf. Ganz kurz zusammengefasst basieren seine Studien zur menschlichen Entwicklung auf acht Entwicklungsphasen des Menschen, wobei sich die ersten fünf auf Ausarbeitungen der Freud'schen oralen, analen, phallischen, Latenz- und genitalen Phasen bezieht und die letzten drei auf die Zeit zwischen Jugendalter und reifen Erwachsenenalter. Nach Eriksons Modell begegnet der Mensch auf jeder dieser Entwicklungsstufen einer Krise, die er zu bewältigen hat, bevor die nächste Stufe erreicht werden kann.

Was die Frage der Dauer dieses Lern- oder Entwicklungsprozesses angeht, so kommt Joan Erikson gegen Ende ihres Lebens zu einer neuen Überzeugung, die in der gleich zitierten Aussage deutlich wird. Das Zitat entstammt einem kleinen Buch von der Journalistin und Kinderbuchautorin Joan Anderson (2005), die in ihrer Ehe- und Lebenskrise eine einjährige Auszeit nimmt und dabei zufällig der über 90-jährigen Joan Erikson begegnet. Die beiden Frauen freunden sich an und begleiten sich gegenseitig durch dieses Jahr, in dem auch Joan Eriksons Ehemann, Erik Erikson, stirbt.

Am Schluss des Buches *Spaziergang am Meer* sagt Joan Erikson:

„Ich dachte wirklich, daß man, wenn man alt wird, zu lernen aufhört; ich dachte, es sei ein Plateau [...]. Die Tatsache, daß man jeden Tag etwas Neues lernt, war mir nie in den Sinn gekommen, und dazu macht es auch noch Spaß! Also rate ich dir, gut auf dich aufzupassen und alt zu werden.“ (Anderson 2005, 186)

Literatur

Anderson, J. (2005): Spaziergang am Meer. Einsichten einer unkonventionellen Frau. München (dtv).

Fuhr, R. (2001): Ansätze einer Entwicklungstheorie für die Gestalttherapie. In: R. Fuhr / M. Sreckowic / Martina Gremmler-Fuhr (Hrsg.). Handbuch der Gestalttherapie. Göttingen (Hogrefe).

Fuhr, R. / Gremmler-Fuhr, M. (2004): Kommunikationsentwicklung und Konfliktklärung. Göttingen (Hogrefe).

Gremmler-Fuhr, M. (2006): Transformative Lernprozesse im Erwachsenenalter. Entwicklung eines Orientierungskonzepts für die Anleitung und Unterstützung relationaler Lernprozesse. Kassel (kassel university press).

Pirsig, R. M. (1976): Zen und die Kunst ein Motorrad zu warten. Frankfurt a. M. (Fischer).

Pirsig, R. M. (1992): Lila oder ein Versuch über Moral. Frankfurt a. M. (Fischer).

Wilber, K. (1996): Eros, Kosmos, Logos. Frankfurt a. M. (Krüger).

Wilber, K. (2001): Integrale Psychologie: Geist, Bewusstsein, Psychologie, Therapie. Freiburg (Arbor).

Autorin

Dr. Martina Gremmler-Fuhr

M.Gremmler-Fuhr@gmx.de

Die Flüchtlinge kommen. Sie fliehen vor politischer Verfolgung, vor Kriegen, Bürgerkriegen, Vertreibung, Naturkatastrophen, Hungersnöten. Wir alle kennen die Bilder: Flüchtlinge ertrinken im Mittelmeer, verhungern im Niemandsland zwischen Belarus und Polen, kampieren in Lagern in Afrika, in Asien, in Europa, sind gedemütigt, traumatisiert, ausgehungert, werden geschlagen oder vergewaltigt, manchmal auch erschlagen.

I Die mögliche Hoffnung – Angst, Furcht und Zittern

So, wie man sie behandelt, kann man nur zu einem Schluss kommen: Ihr Leben ist nichts wert. Das sagt zwar niemand, aber so wird gehandelt. Die Nazis haben sich nicht gescheut und schon gar nicht geschämt, die waren stolz darauf, auszusprechen, was sie dachten, und nannten das dann einfach: unwertes Leben. Und solches Leben haben sie vernichtet.

Wir denken nicht so. Natürlich nicht. Und handeln so schon gar nicht. Wir sind schließlich moralisch integre Menschen in einem vorbildlich demokratisch-liberalen System, in dem jeder Einzelne in seiner Würde, wie es im Grundgesetz steht, unantastbar ist und geachtet wird. Aber was machen wir, wenn jetzt zunehmend und immer mehr diese fremden, doch auch moralisch integren Figuren, die in ihrer Würde unantastbar sind wie wir, zu uns wollen, die, die wir Flüchtlinge nennen?

Man kann sie immer wieder in den Nachrichten sehen. Hunderttausende sind in den Lagern in Libyen zusammengepfercht, vegetieren in den beiden Lagern Dadaab und Kakuma in Kenia, Hunderttausende hausen unter unmenschlichen Bedingungen in Kutupalong in Bangladesch, das sind meistens Rohingya, die aus Myanmar vor dem Genozid geflohen sind, es gibt Lager in der Türkei, in Syrien, in Afrika, in Asien, in Europa. Überall werden Flüchtlinge gedemütigt, traumatisiert, ausgehungert. Niemand will sie haben, niemand übernimmt Verantwortung. Niemand empört sich. Man nimmt billigend in Kauf, dass sie vegetieren. Niemand wird zur Rechenschaft gezogen, dass Menschen verkommen und sterben.

Viele verdienen an dem weltweiten Elend. Schlagen politischen und monetären Gewinn aus dem Desaster. Und wir sehen zu und diskutieren folgenlos seit Jahren, was zu tun ist, was man tun müsste, um zu verhindern. Und das reicht uns. Dabei wissen wir, dass immer mehr kommen werden, dass es immer schwieriger sein wird, sie aufzuhalten. Wir werden sie nicht auf Dauer fernhalten und irgendwo einpflegen können.

Man kann sich leicht einen Überblick über das Ausmaß verschaffen. Es reicht ein Klick im Internet: Wikipedia, Flüchtlingslager, da kann man nachlesen, wie groß Not und Elend weltweit schon jetzt aktuell zu Buche schlagen. Und wie wenig die internationale Staatengemeinschaft tut, um diesen Menschen zu helfen, deren Elend wir zumeist zu verantworten haben.

Und warum ist das so? Weil die Industrieländer mit ihren

Schadstoffemissionen die Klimakatastrophe verursachen und so verantwortlich sind für zunehmende Überschwemmungen und Dürren. Dürren und Überschwemmungen sind, wie wir inzwischen wissen, menschengemacht. Genauer gesagt: Die sind gemacht von den Industriellen, die global produzieren und global handeln. Bis gestern hieß es Klimakrise ... Im November, als der Klimagipfel in Glasgow begonnen hat, konnte man in den ZDF-Nachrichten zum ersten Mal das Wort „Klimakatastrophe“ hören. Als würde es plötzlich ernst werden. Wir wissen, dass die Ziele des Pariser Klimaabkommens von 2015 nicht einzuhalten sind. Die Erderwärmung wird nicht, wie damals gefordert, bei 1,5 Grad Halt machen. Experten gehen von 2 bis 2,7 Grad aus. Das heißt, die Katastrophen nehmen dramatisch zu, die Polkappen schmelzen, der Meeresspiegel steigt; weltweit sind die meisten Großstädte in Küstennähe, wie etwa New York, Tokyo, Schanghai, Jakarta oder Bangkok, um nur einige zu nennen, von Sturmfluten bedroht und durch keine Technologie mehr zu schützen.

Boris Johnson wollte in seiner Eröffnungsrede zum Glasgower Gipfel witzig sein und zitierte den schottischen Helden James Bond, dem es immer wieder gelungen ist, in letzter Sekunde die Weltvernichtung zu verhindern. Wir, sagte Johnson, sind jetzt James Bond. Wir müssen verhindern, dass die Welt untergeht. Offenbar hat Johnson den letzten Bond-Film nicht gesehen, denn da gelingt es Bond, die Katastrophe nur annähernd zu verhindern, indem er von Raketen getroffen wird und in Flammen aufgeht. Das war kein gelungener Witz, da hat er keine berauschende Perspektive gezeichnet, und seine Hoffnung ist jäh zerborsten.

Und was unternehmen wir? Wenig. Bauen Stacheldrahtzäune und Mauern, schicken Kriegsschiffe ins Mittelmeer, die Schlauchboote zurückerkorten. Nach Libyen, in die Türkei. Sind ratlos. Und was wollen wir machen, wenn sie über die Zäune klettern oder unter den Mauern Tunnel graben? Schießen? Nichts ist zu Ende gedacht. Lösungen sind nicht in Sicht, nirgendwo. Nicht in der Klimakrise, nicht in der Finanzkrise, nicht in der Flüchtlingskrise, nirgendwo.

Eine Friedenspreisrede

Ich springe zurück in das Jahr 2016. Die erste wirklich große Flüchtlingswelle, in der Angela Merkel sagte: „Wir schaffen das!“, lag gerade ein Jahr hinter uns. Es gab noch kein Corona, und zu der Zeit wurde in Frankfurt am Main der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels verliehen – und zwar an Carolin Emcke, eine Frau, die ich immer sehr geschätzt hatte. Ich kannte ihre eindrucksvollen Kriegsreportagen, z. B. aus dem Kosovo, aus Afghanistan oder aus dem Irak, die sie in dem lesenswerten Buch „Von den Kriegen“ zusammengefasst hat, und war beeindruckt, mit wie viel Mut, Sachverstand und Empathie sie sich in diesen gefährlichen Kriegsgebieten bewegt hatte.

Und dann kam der Tag der Preisverleihung in der Paulskirche. Und sie sagte Sätze, die schon lange zum bewährten Kanon einer jeden kritischen, vollkommen folgenlosen und

34 | Diskurs

vor allem gefahrlosen Sonntags- und Festrede gehören, z. B.: „Freiheit ist nichts, das man besitzt, sondern etwas, das man tut.“ Großartig. (<http://www.friedenspreis-des-deutschen-buchhandels.de/1244997/>) Oder: „Es gibt keine Bedingungen, die erfüllt sein müssen, damit jemand als Mensch anerkannt und geschützt wird.“ Oder: „Demokratie ist keine statische Gewissheit, sondern eine dynamische Übung im Umgang mit Ungewissheiten und Kritik.“ Oder noch so ein Knaller: „Wir dürfen uns nicht nur als freie, säkulare, demokratische Gesellschaft behaupten, sondern wir müssen es dann auch sein.“ Jawoll. Wer wollte dem denn widersprechen? Der Berichterstatter der „Frankfurter Neuen Presse“ geriet dann auch schier ins Schwärmen. „Es schwebten wunderschöne Sätze herab ins Publikum- [...] Es waren geschmeidige, lichte fast unangreifbare Sätze aus dem Geist der Aufklärung“ (<http://www.fnp.de/nachrichten/kultur/Friedenspreisrede-in-der-Paulskirche-Licht-und-hoffnungsfroh;art679,2282239>).

Die zitierten Sätze sind genauso in Frankfurt von der Friedenspreisträgerin des Deutschen Buchhandels Carolin Emcke in der Paulskirche mit würdevollem Ernst gesprochen worden, und geklatscht haben Bundespräsident Gauck und der Philosoph Habermas, und die gesamte versammelte Gemeinde ist im Anschluss an ihre Rede ehrerbietig aufgestanden, um die Preisträgerin – und natürlich auch sich selber zu feiern.

Exakt 2 Tage nach dieser bewegenden, zu Herzen gehenden Rede konnte man lesen: „Deutschlands Rüstungsexporte steigen erneut, allein die Ausfuhr von Munition für Kleinwaffen hat sich in diesem Jahr verzehnfacht. Mit ihnen werden in Bürgerkriegen wie in Syrien die meisten Zivilisten getötet.“ Das schrieb „Der Spiegel“ vom 25.10.2016 in seinem Wirtschaftsressort. Insgesamt hat die Bundesregierung in den ersten 6 Monaten 2016 Rüstungsexporte im Wert von mehr als 4 Milliarden Euro genehmigt – mehr als eine halbe Milliarde höher als im Vorjahreszeitraum. Der Wert der Genehmigungen für Munition kletterte von 27 Millionen auf (Achtung!) 283,8 Millionen Euro. Die Türkei, die im vorigen Jahr auf der Liste der Exporte auf Platz 23 stand, ist trotz der dramatischen Krisen auf Platz 8 vorgerückt. Und in vorderster Linie stehen Lieferungen an die Kurden im Irak.

Und wie wende ich jetzt den Satz „Freiheit ist nichts, das man besitzt, sondern etwas, das man tut“ darauf an? Ist das etwa die Konsequenz unserer freiheitlich-demokratischen Grundordnung, dass ich, wenn ich Freiheit tue – übrigens eine

wirklich bemerkenswerte Satzkonstruktion ist das ja wohl, die wirklich weh tun tut: Freiheit tun, aber bitte, seis drum, tun wir also Freiheit tun. Und das bedeutet dann was? Dass wir Waffen in Krisengebiete verkaufen und immer mehr davon verkaufen, damit man immer mehr Menschen abschießen tun kann?

Die Frage klingt zunächst einmal unfair, denn wenn Carolin Emcke fordert, dass man Freiheit tun muss, dann meint sie ja nicht, dass man Waffen verkaufen soll, sondern sie meint, man soll mal, schön in der Nachfolge von Habermas, sich im herrschaftsfreien Dialog üben und sich bitte gefälligst vertragen. In ihren Worten lautet das dann festmäßig natürlich erhabener: „Eine freie, säkulare, demokratische Gesellschaft ist etwas, das wir lernen müssen. Immer wieder. Im Zuhören aufeinander. Im Nachdenken übereinander. Im gemeinsamen Sprechen und Handeln. Im wechselseitigen Respekt vor der Vielfalt der Zugehörigkeiten und individuellen Einzigartigkeiten. Und nicht zuletzt im gegenseitigen Zugestehen von Schwächen und im Verzeihen.“ (<https://andreas-schoenefeld.de/tag/carolin-emcke/>)

Derweil wir uns also im Verstehen und Verzeihen üben, wurden Städte wie Aleppo und Mosul mit Munition und Waffen aus Deutschland vollkommen zerschossen, und es starben Menschen Sonderzahl – vor allem wie es in den Nachrichten immer wieder heißt: Frauen und Kinder, deren Tod zwar zu beklagen, aber als nicht zu verhindernder Kollateralschaden hinzunehmen ist – und die alle werden nun mal getötet mit Waffen, die von uns hergestellt werden. Ich sage: von uns, was natürlich heißt: von den Waffenherstellern und Waffenverkäufern in unserem Land, das jetzt aus den Fugen zu gehen droht, weil uns, und zwar uns allen, aus eben diesen Ländern Flüchtlinge überrennen.

Krisenmodus

Populisten sind die Nutznießer dieses Irrsinns. Da besteht ein Zusammenhang. Und es besteht eben auch der Zusammenhang, dass wir unsere Gesellschaft und ihre Werte in ihren Grundfesten bedroht sehen durch die beängstigende Zunahme des Rechtsradikalismus. Und schon wieder bewegen wir uns im Krisenmodus. Wir haben die Wirtschaftskrise nicht wirklich überwunden, uns beschäftigen die Finanzkrise, die ökologische Krise, die Sinnkrise und jetzt natürlich auch im zunehmenden Maß die Flüchtlingskrise. Man kann sich daran gewöhnen – und wir haben uns längst daran gewöhnt – im Krisenmodus zu leben.

Wir beklagen das zwar, aber wir ändern nichts daran. Der Krisenmodus ist zur Normalität unseres Alltags geronnen, wir haben in der Krise resigniert, uns darin gemütlich eingerichtet, leben fidel und froh wie der Mops im Paletot, es wird gemeckert, geraunzt und geklagt, aber wir sehen diesen Modus als nicht wirklich veränderbar an. Wir nehmen das hin, haben das längst akzeptiert und verinnerlicht.

So ist das Leben nun mal. Das sind die Spesen der freiheitlich-demokratischen Grundordnung, zu der wir uns doch alle bekennen, weil es uns allen noch nie so gut ging wie heute. Jede Statistik beweist das: Wir leben länger und sicherer und besser als jemals zuvor in der langen Geschichte der Menschheit. Das sagt jeder, der sich mit der Geschichte der Menschheit auskennt. Und wer das beklagt, der hat nicht alle Tassen im Schrank. Das trifft auf ein Land wie Deutschland fraglos sogar zu. Aber nach links dürfen wir nicht schauen, auch nicht nach rechts und nach oben und nach unten. Uns geht es gut, weil es anderen schlecht geht. Als Carolin Emcke ihre Rede hielt, konnte man in der „taz“ lesen: „100.000 Menschen sterben täglich an Hunger oder seinen unmittelbaren Folgen. Alle fünf Sekunden verhungert ein Kind unter zehn Jahren. 856 Millionen Menschen sind schwer unterernährt – einer von sechs Menschen auf diesem Planeten.“ (<https://taz.de/!423666/>)

Was ich meine, ist, man soll nach den Ursachen fragen, fragen, wie etwas entsteht und zustande kommt. Und wem das alles nützt. Das ist keine neue Frage. Marcus Tullius Cicero hat sie 80 vor Christus in seiner Verteidigungsrede für Sextus Roscius aus Amelia, der des Mordes angeklagt worden war, zum ersten Mal gestellt. Cui bono?

Fragen wir doch mal nach. Und das Schöne ist: Wir können diese Fragen sogar ganz einfach beantworten. Es ist nämlich gar nicht so schwer. Und mit der Antwort werden wir dann auch noch sehr viel mehr Fragen, die uns bedrängen, beantworten können. Wir werden, denke ich, ein Stück weit die Sorge verstehen, warum aus Angst und Furcht unsere Gesellschaft in der Folge durch Populismus und Rechtsradikalismus auseinander gesprengt zu werden droht.

Angst und Furcht

Angst und Furcht sind nicht immer klar voneinander abzugrenzen, oft vermischen oder überlappen sich die Symptome und sind deshalb schwer zu unterscheiden. Dennoch ist man sich in der Literatur weitgehend einig, dass Angst unspezifisch, diffus katastrophal, als persönliche Bedro-

hung, oft sogar als existenzielle Bedrohung empfunden wird, gegen die man sich kaum wehren kann. In seltenen Fällen löst die Angst einen Fluchtreflex aus. Meistens aber gerät der Verängstigte in Panik, neigt zu Zwangshandlungen oder verfällt in einen Stupor. Die Angst lähmt und verunmöglicht rationale Entscheidungen. Hingegen ist Furcht immer bezogen auf eine konkret fassbare, benennbare, analysierbare Gefahr, der man dann auch durch rationales Handeln begegnen kann.

Wenn also in Mecklenburg-Vorpommern die rechtspopulistische AfD auf Anhieb über 20 % bekommt, indem sie nachweislich Wähler für sich gewonnen hat, die sie mit der Geschichte von der Bedrohung durch Flüchtlinge agitiert hat, obwohl es in Mecklenburg-Vorpommern fast gar keine Flüchtlinge gibt – kein Wähler also persönlich von Flüchtlingen bedroht wird, sei es, dass er körperlich angegriffen, sei es, dass die seinen Arbeitsplatz oder seine Wohnung oder seine Frau wegnehmen –, dann fehlt die reale Erfahrung mit Flüchtlingen, und es handelt sich um reine Angstszenerien, die nur abstrakt als Bedrohung empfunden werden, ohne dass es die reale Gefahr tatsächlich unmittelbar gibt.

Populisten schüren die Ängste, Rechtsextreme fischen am rechten Rand, säen Hass und Verachtung, argumentieren mit Vorurteilen. So argumentieren die demokratischen Parteien und die liberalen Kommentatoren. Und sie drücken vehement ihre Sorge aus.

Und plötzlich steht jetzt, ohne dass man die Konsequenzen bedenkt, die so ein Urteil nach sich zieht, ein Viertel der Bevölkerung unter Verdacht, rechtsextrem und neonazistisch, also vollkommen undemokratisch, eigentlich untragbar unterwegs zu sein. Die demokratischen Parteien sind in Sorge und sprechen von drohender Gefahr, nämlich der Diktatur der Mehrheit, obwohl sie ihre eigene Legitimation doch ableiten aus der Tatsache, dass sie mit Mehrheit gewählt wurden und deshalb sich noch immer, trotz erheblicher Verluste, Volksparteien nennen.¹

Aber was passiert, wenn die Volksparteien, wie man jetzt doch sehen kann, dramatisch an Zustimmung verlieren, und die Rechten, zumindest im Osten, dramatisch an Zustimmung gewinnen? Jetzt ist die Machtbasis der Volksparteien be-

droht, und sie finden Mehrheitsentscheidungen gar nicht mehr lustig. Und sie sind plötzlich gegen die Diktatur der Mehrheit und unversehens für die Diktatur der Minderheit, nämlich ihrer eigenen, und sie bestehen darauf, dass sie selber, trotz schwindender Zustimmung, demokratisch legitimiert sind – die AfD aber, deren Wahlergebnisse in Mecklenburg-Vorpommern oder Sachsen über 20 % liegen, das nicht ist.

Die Parteien, die sich demokratisch nennen, sind tendenziell für die Diktatur der Minderheit, nämlich der qualifizierten Minderheit, die sie selber sind, und sie beanspruchen das Recht, Entscheidungen für alle treffen zu können. In der Folge gibt es dann sofort zweierlei: erstens so schöne Merksätze, wie die Friedenspreisträgerin des Deutschen Buchhandels sie formuliert hat. Und zweitens gibt es eben Waffenverkäufe. Wobei der Waffenverkauf hier als Statthalter steht für den allgemeinen, globalen Wahnsinn, der uns alle betrifft. Das reicht bis zum Wochenmarkt, wo man jetzt im November Spargel aus Peru kaufen kann.

Die Haltung des IWF – eine Bilanz

Was sind nun die Folgen einer globalen Wirtschaft und Finanzpolitik? (Ich zitiere Kompetentere als mich, weil man als Kritiker ja schnell in den Verdacht kommt, Nörgler, Miesmacher, Schwarzmalter, Putinverstehender oder Verschwörungstheoretiker zu sein, insgesamt also nicht ernst zu nehmen ist.) Ich zitiere einen vollkommen unverdächtigen Zeugen, den man allerdings ernst nehmen muss: nämlich den IWF. Der Internationale Währungsfonds hat im Juni desselben Jahres 2016 – von der breiten Öffentlichkeit fast unbemerkt, aber von den wichtigen Zeitungen dann kurzfristig doch kommentiert, bevor die Nachricht ganz, und zwar ganz schnell in der Versenkung verschwunden ist – etwas gesagt, was die Zeitung „Die Zeit“ zu der erstaunten Überschrift „Ausgerechnet der Internationale Währungsfonds ruft das Ende des Neoliberalismus aus“ angeregt hat (<https://www.zeit.de/2016/24/neoliberalismus-staat-markt-waehrungsfonds>). Denn genau das hat der IWF gemacht. Er hat Bilanz gezogen – und die lautet: Die Neoliberale Wirtschaftspolitik ist am Ende.

Der Kommentator des oben genannten Artikels in der „Zeit“, Mark Schieritz, hat geschrieben – und das möchte ich hier kurz zitieren, ohne eine langatmige Wirtschaftsdebatte anzufangen: „Der Internationale Währungsfonds (IWF) hat eingeräumt, dass die Entfesselung der Marktkräfte die Wirtschaft in vielen Fällen nicht wie erhofft gestärkt, sondern vielmehr *geschwächt* [Hervorhe-

bung von mir] habe. Dazu muss man wissen, dass es sich beim IWF um jene Institution handelt, die genau diese Entfesselung mit großem Eifer vorangetrieben hat und so zum Hassobjekt von Globalisierungskritikern in aller Welt wurde. Wenn sich der Fonds jetzt vom Neoliberalismus distanziert, ist das ungefähr so, als gäben die Grünen die Ökologie auf oder der Papst schwöre dem Katholizismus ab. [...] Nach fast drei Jahrzehnten neoliberaler Politik bleibt festzuhalten: Die Weltwirtschaft befindet sich in einem permanenten Krisenzustand, für die Fehlspekulationen einer globalen Finanzelite musste die Allgemeinheit aufkommen, und in fast allen Industrienationen ist die Kluft zwischen Arm und Reich größer geworden. Das muss man erst einmal schaffen.“ Soweit Mark Schieritz (<http://www.zeit.de/2016/24/neoliberalismus-staat-markt-waehrungsfonds>).

Und Strich drunter und Bilanz gezogen: Die neoliberale Wirtschafts- und Finanzpolitik haben, vom IWF eingestanden, vollkommen versagt. Wir kommen seit Jahren nicht mehr aus der ökonomischen und finanziellen Krise heraus. Die Folgen sind für die Einzelnen katastrophal. Arbeitsplätze sind nicht mehr sicher, im Gegenteil, sie werden wegrationalisiert, es gibt keine sinnvolle, verlässliche Perspektive, die Altersvorsorge ist vollkommen ungesichert.

In Spanien, in Italien ist jeder zweite Jugendliche ohne Arbeit – das hat die Gesellschaft doch konsequent geschafft, dass sie für die nächste Generation keine, und zwar gar keine Perspektive bereithält. In Berlin lebt jedes dritte Kind, also im Klartext jede dritte Familie, von Hartz IV. Die Schulen in Berlin können nicht mal mehr Toilettenpapier kaufen.

Die benachbarten Industrienationen wie Frankreich oder England oder Polen setzen weiter gegen jede Erfahrung und gegen jede Rechnung auf Atomenergie, die nachweislich die gefährlichste und die teuerste Energie überhaupt ist, wenn man die Gesamtkosten, zu denen ja auch die Entsorgung gehört, zusammenzählt, und so geht es immer weiter.

Wir bewegen uns im ständigen Alarmzustand, ohne dass einer wirklich einen Ausweg benennen könnte. Es ist so, als wären wir in einem geschlossenen Raum, in einem Kinosaal z. B., in dem zu unserer Unterhaltung ein Katastrophenfilm gezeigt wird, in dem man Menschen in einem Kinosaal sieht, in dem ein Brand ausbricht, und es bricht tatsächlich bei Betrachtung des Films über den Brand in einem Kinosaal ein Brand in diesem Kinosaal aus, in dem wir sitzen.

¹ „Diktatur der Mehrheit“ (eine bekannte, beliebte Verknüpfung) ist hier angelehnt an Kissinger, der den Staaten der dritten Welt gedroht hatte, keine Diktatur der Mehrheit zu bilden, weil die USA sich dann aus den Vereinten Nationen zurückziehen und es auch keine wirtschaftliche Kooperation (Hilfe) geben werde. FAZ vom 23.7.73, S. 3

36 | Diskurs

Alle Notausgänge sind Gott sei Dank vorschriftsmäßig beleuchtet, aber die Notausgänge sind verschlossen. Niemand hat wohl damit gerechnet, dass es tatsächlich eine Katastrophe geben könnte, und nicht daran gedacht, Notausgänge offen zu halten – vielleicht aus Sorge, dass da ungehindert Menschen ins Kino ohne Eintrittskarten kommen können.

So starben z. B. 1977 694 Menschen in einem Kino in der chinesischen Stadt Yilia; so starben 1978 377 Menschen in einem Kino in der iranischen Stadt Abadan; 1995 starben 425 Menschen in der nordindischen Stadt Dabwali; 2001 starben 300 Menschen in Lima in Peru; 2013 starben mehr als 200 in einer Disco in Santa Maria in Brasilien; bei einem Anschlag in Paris auf die Konzerthalle Bataclan kamen 2015 Hunderte Menschen ums Leben. Katastrophen passieren halt, damit muss man rechnen. Wie auch der Super-GAU immer wieder, obwohl statistisch fast ausgeschlossen, dennoch passiert: z. B. in Three Miles Island, in Tschernobyl, in Fukushima.

Was so viele Wähler für die Parolen der Populisten – egal ob in Deutschland, Österreich, Frankreich, den Niederlanden, Polen, Ungarn oder den Vereinigten Staaten – überhaupt empfänglich macht, sind nun nicht die verlockenden Angebote der Populisten, die gibt es nicht, sondern das dramatische Versagen der etablierten Klasse, die keine Lösungen für die inzwischen vom Internationalen Währungsfonds konstatierten fortlaufend zunehmenden dramatischen ökologischen, ökonomischen und finanziellen Krisen anzubieten hat.

Deshalb muss man auch nicht die Populisten bekämpfen, die jetzt weltweit den Wählerrahm abschöpfen, sondern die Ursachen, die Verursacher, die, die dafür verantwortlich sind, dass Populisten mit ihren Parolen überhaupt erfolgreich werden konnten. Deshalb ist vermutlich die Kritik des Internationalen Währungsfonds auch nicht weiter diskutiert worden: weil es die eingestandene Bankrotterklärung der Politik der letzten Jahre ist; weil es unser gesamtes Wirtschaftssystem radikal infrage stellt; weil es die Bankrotterklärung der herrschenden Klasse ist, die keine alternativen, besseren gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Modelle entwickelt hat; weil! Ja, weil deren Bankrott sich allerdings dadurch auszeichnet, dass sie immer reicher wird, man sehe sich nur die Börsengewinne in der Zeit des Coronalockdowns an, genau in der Zeit, als alle anderen immer ärmer wurden, ärmer an Geld und Besitz, aber auch ärmer an Möglichkeiten, ihr Leben sinnvoll zu gestalten.

Noch lassen sich große Teile der Bevölkerung abspeisen mit Game Boys, dämlichen Unterhaltungssendungen, immer geringer werdenden Einnahmen und immer unsicherer werdenden Lebensverhältnissen. Sie nehmen ergeben hin, dass sie offenbar individuell versagen. Sie leiden als Einzelne privat, sie weisen sich am Ende individuell die Schuld zu: Sie verinnerlichen, dass sie versagt und den Anforderungen der Zeit nicht genügt haben, dass sie ihre Chance, die ihnen der Staat, ihr Staat, z. B. mit der Ich-AG und dem Start-up geboten hat, nicht ergriffen haben. Sie verinnerlichen ihre Minderwertigkeit und akzeptieren ihre Depression als Schuld und Strafe für individuelles Versagen – obwohl sie objektiv gar nicht die Möglichkeit haben, aus ihrem zunehmenden Schlamassel herauszukommen.

Was sie allerdings wissen, ist, dass sie nichts taugen. Verzweifeln tun sie als Einzelne in ihrer geduckten, entwürdigenden Vereinzelung. Sie wissen natürlich nicht, wie sie der Falle, in die sie geraten sind, entkommen können. Ihre Hilflosigkeit und Ratlosigkeit macht ihnen Angst. Aber irgendwann werden sie merken, dass sie mit ihrer Verzweiflung nicht allein sind. Weil es viele gibt wie sie. Dann wird sich ein neues Gemeinschaftsgefühl, ein Wir-Gefühl entwickeln. Sie werden realisieren, dass sie von erfolgreichen Betrügern umgeben sind, von Bankern, Investoren, Autoherstellern, die selbst dann kaum zur Rechenschaft gezogen werden, wenn sie des Betrugs überführt worden sind. Jetzt ergreifen noch viele Menschen den Strohalm, den die Populisten ihnen bieten, die zumindest in einem Recht haben: dass nämlich die, die da gewählt wurden, in der Erwartung, dass sie für ihre Wähler das Beste ausrichten werden, vollkommen versagt haben und verantwortlich sind für das Unheil, das die Welt gerade erschüttert, das nun aber nicht als Schicksal oder Verhängnis über uns gekommen ist, sondern von Menschen gemacht wurde, die sich allerdings hinter Abstrakta wie den kaum zu beeinflussenden Gesetzen des globalen Marktes und einer liberalen Ideologie verstecken.

Die vielen Menschen, die jetzt rechts wählen, sind nicht alle rechtsradikale, hasserfüllte Neonazis, über die man als liberaler Besserwisser herfallen und die man denunzieren, verunglimpfen und verachten kann. Natürlich gibt es in jeder Gesellschaft hasserfüllte, rechtsextreme, unberechenbare, gewaltbereite Wutbürger, die man unter Beobachtung halten und bei Straffälligkeit sofort dem Gericht überantworten muss. Aber die Mehrheit der Wähler, die sich damals für

Trump ausgesprochen hat, und über 20 % der Wähler, die die AfD gewählt haben, sind keine Rechtsradikalen. Sie haben Angst, weil sie über ihr Leben nicht entscheiden können; sie wurden allein gelassen.

Niemand hat sich um sie gekümmert. Sie haben sich als Versager erlebt, die den Anforderungen nicht gewachsen sind. Und jetzt vereinen sie sich in ihrer Sorge um ihre Zukunft. Sie spüren die dramatischen Probleme am eigenen Leib, aber sie können die natürlich nicht selber lösen. Dieser Ratlosen haben sich die Populisten angenommen, sie leihen den Menschen ihr Ohr und geben ihren Sorgen eine laute, grelle Stimme mit Parolen, die sie in ihren Sorgen vorübergehend hoffnungsfroh stimmen, denn hier finden sie Schuldige und Sündenböcke, an erster Stelle „Ausländer“, auf denen man seine Wut, seinen Hass und seine Ohnmacht abladen kann.

Populismus

Der Populismus sozialisiert die individuelle Angst und verändert so – als wäre er ein Alchemist – individuelle Schwäche zu kollektiver Stärke, und zwar durch die Identifikation der vielen isolierten Einzelnen mit der Idee von einem gemeinsamen Wir. Man lese dazu die Schriften von Le Bon oder Elias Canetti, in denen das genau beschrieben ist, denn was wir jetzt beobachten können, ist keineswegs neu.

Populistisch-griffige Sätze haben deshalb so sehr viel mehr Wert für die Angesprochenen als ein Satz wie: „Wir dürfen uns nicht wehrlos und sprachlos machen lassen. Wir können sprechen und handeln. Wir können die Verantwortung auf uns nehmen. Und das heißt: Wir können sprechend und handelnd eingreifen in diese sich zunehmend verrohende Welt.“ Wie Carolin Emcke das über alle betroffenen Köpfe hinweg formuliert hat für das ausgewählte Publikum in der Paulskirche und einigen liberalen Zeitungslesern, die natürlich nicht rechts wählen, die das selbstverständlich, wie Carolin Emcke, alles selber wissen. Was aber bitte soll jemand mit solchen Sätzen anfangen, der sie erstens gar nicht hört, der sie zweitens, würde er sie hören, nicht versteht, und würde er sie verstehen, nicht weiß, was er denn machen soll, damit sich seine Situation substantiell verbessert. Das sind Sätze, die hochtourig in moralisierenden Leerlauf heiß laufen.

II Die schreckliche Hoffnung – was zu erwarten ist

Probleme mit Flüchtlingen sind nun nicht neu, die gibt es schon lange. Ich will hier einen unver-

dächtigen, moralisch integren Politiker zitieren. Willy Brandt hat 1973 zur Zeit der Ölkrise gesagt, jetzt müsse aber sofort ein Anwerbestopp für Gastarbeiter stattfinden. Natürlich ist das nicht Ausdruck einer feindseligen Haltung Ausländern gegenüber, hat Willy Brandt gesagt, aber zuerst müssen wir an unsere eigenen Landsleute denken und die Einwanderung stoppen (<https://www.youtube.com/watch?v=L1E2OPlaOU>).

Helmut Schmidt war damals Finanzminister und war dezidiert „gegen Gastarbeiter aus fremden Kulturen, da haben wir uns übernommen“. Sieben Millionen Ausländer in Deutschland seien eine fehlerhafte Entwicklung. Die Zuwanderung von Menschen aus dem Osten Anatoliens oder Schwarzafrikas löse das demografische Problem nicht, sondern schaffe nur zusätzlich ein dickes Problem, so der von den Deutschen im hohen Alter hoch verehrte Helmut Schmidt. 2008 hat Schmidt in seinem Buch „Außer Dienst“ dann geschrieben: „Wer die Zahl der Moslems in Deutschland erhöhen will, nimmt eine zunehmende Gefährdung des inneren Friedens in Kauf.“

Sandra Maischberger fragte ihn 2011 in ihrer Talkshow, ob er glaube, dass seine Partei ihn ausschließen werde, so wie sie Sarrazin ausschließen wolle, weil er Sarrazin ausdrücklich verteidigt habe. Schmidt hat geantwortet, hanseatisch knapp, wie das seine Art war, das glaube er nicht, weil die Äußerungen von Sarrazin vernünftig sind, und er würde, sagte Schmidt in der Talkshow, seine Aussage so oder ähnlich heute wiederholen. Sarrazin habe nur einen Fehler gemacht, dass er neben den kulturellen und zivilisatorischen Unterschieden auch genetische Ursachen für die Schwierigkeit der Integration von Ausländern mit anderen Religionen ins Feld geführt habe. Das sei ein Fehler gewesen und natürlich Unsinn.

Schmidt hat dann Huntington und sein Buch „The Clash of Civilizations“ aus dem Jahr 1995 zitiert und darauf hingewiesen, welche Probleme es gibt, wenn Zuwanderer aus einer patriarchalischen Männergesellschaft mit muslimischer Tradition um den Persischen Golf herum nach Deutschland kommen. Da dürfe man nicht seine Augen verschließen. Alle Religionen haben Fehler gemacht, hat Schmidt gesagt, wenn ihre Bischöfe, wenn ihre Ayatollahs, ihren Gläubigen beigebracht haben, auf die anderen Gläubigen oder Ungläubigen herabzusehen und andere für minderwertig zu halten. Wäre er nicht Bundeskanzler Schmidt mit hohem Ansehen und moralischer Autorität gewesen, sondern ein normaler Bürger, hätte er sich mit diesen Äußerungen si-

cher als AfD-Sympathisant geoutet und vollkommen unmöglich gemacht. (<https://www.youtube.com/watch?v=jdgeqm85Pzc>)

Warum habe ich diese beiden Kanzler zitiert? Weil sie die Probleme erkannt haben, weil sie die Probleme benannt haben, weil sie Lösungsvorschläge gemacht haben und sich nicht von moralisierenden Wortpolizisten und deren moralisch zweifelhafter Handlungsunfähigkeit haben einschüchtern lassen; weil es sich niemand getraut hat, sie unter Verdacht zu stellen oder ihnen zu widersprechen.

Asylsuchende, die um ihr Leben fürchten, müssen selbstverständlich aufgenommen werden, da gibt es keinen Zweifel. Ganz anders sieht es mit Einwanderern aus. Die sollten Bedingungen erfüllen, die das jeweilige Einwanderungsland stellt, wie das die Amerikaner, die Australier, Kanadier, also klassische Einwanderungsländer, seit je verlangen. Einwanderer müssen Deutsch lernen, sie müssen das Grundgesetz und seine Werte akzeptieren, sie müssen zu Arbeitskräften ausgebildet werden, denn die braucht das Land dringend, geschätzt 400.000 jedes Jahr, allein um die Renten auch in Zukunft zahlen zu können. Sie müssen integriert werden und die Werte des Landes respektieren, dann, unter diesen Voraussetzungen, können sie frei und unbehindert ihrer Religion nachgehen usw. Das ist notwendige Kulturarbeit und zu erreichen nur mit entschlossen formulierten Zielen.

Ansonsten, auch das ist evident, müssen die Industrienationen dafür Sorge tragen, dass sich die Lebensverhältnisse in den Ländern, aus denen die Menschen aus Not fliehen, verbessern, damit sie keinen Grund mehr haben, ihre Heimat mit dem Risiko, ihr Leben zu verlieren, zu verlassen.

Also was tun?

„Was tun?“, hat Lenin schon gefragt. Und seine Antwort war einfach. Die lautete: Revolution. Nun haben wir mit Revolutionen allerdings keine guten Erfahrungen gemacht. Die Französische Revolution hat unter ihrer Forderung nach Gleichheit, Brüderlichkeit und Freiheit eine Menge Leichen erzeugt. Die erste Konsequenz der Revolution war die Guillotine, bevor der König dann die Macht wieder übernommen hat. Mit der sozialistischen Revolution haben wir eben solche schlechten Erfahrungen gemacht wie mit der nationalsozialistischen. Die demokratischen Vereinigten Staaten haben die ersten Atombomben geworfen, den Urwald in Vietnam mit Napalm vernichtet und z. B. im Irak, in Libyen, in Chile gewütet und Unheil angerichtet. Das Drei-

gestirn Stalin, Hitler und Mao mit ihren Satrapen wie Pol Pot oder Kim Jong-un können füglich darüber streiten, wer denn mehr Leichen auf seinem Konto verbuchen konnte und wem die Krone des radikalsten Schlachters gebührt.

Alle Versuche, eine gerechte Weltordnung herzustellen, sind gescheitert. Der IWF hat, wie zitiert, konstatiert, dass auch die neueste Variante der globalen Wirtschaftspolitik, die neoliberale nämlich, gescheitert ist. Immer sind die Menschen gescheitert. Immer aber ist es trotz allem weitergegangen. Allerdings waren die Möglichkeiten der Vernichtung und Selbstvernichtung noch nie so radikal wie heute. Karl Jaspers hat wohl als Erster vor gut einem halben Jahrhundert in seinem Buch „Die Atombombe und die Zukunft des Menschen“ darauf hingewiesen. Und deshalb wird das Irgendwie-Weitermachen, Weiterwursteln in die große Katastrophe führen.

Immer wieder haben sich nun allerdings Menschen Gedanken gemacht, wie denn eine Zukunft aussehen könnte, in der Krisen und Kriege verhindert werden. Aber immer wenn Menschen Utopien verwirklichen wollten, wurde es katastrophal und endete in Massakern. Es gibt einen eigenartigen Zusammenhang zwischen dem Traum vom idealen, besseren Leben und dem Blutbad. Wie kann man das verhindern?

Utopien

Alle Philosophen, die sich mit der idealen Gesellschaft, dem idealen Staat und dem Traum vom individuellen Glück beschäftigt haben, geben erstaunlicherweise dieselbe Antwort, um die offenbar zwangsläufig vorprogrammierte Katastrophe zu verhindern. Schon Platon hat in seinen Nomoi, den Gesetzen (in denen er den zweitbesten idealen Staat beschrieben hat und den besten Staat, in dem alle das für alle und jeden Einzelnen Beste wollen und auch freiwillig tun, widerrufen hat, nachdem er auf Sizilien ins Gefängnis gesperrt wurde, weil er dem dortigen Tyrannen einreden wollte, ein tugendhafter, philosophischer Herrscher zu werden), einen Polizeistaat der absoluten Ordnung, Kontrolle und Unterdrückung entworfen, der ihm allein die Garantie bot, dass nicht alles außer Kontrolle gerät. In diesem Staat sollte alles geregelt sein: wer was wann mit wem darf und was passiert, wenn er gegen die drakonischen Gesetze verstößt.

Die schrecklichsten Strafen waren die Folgen. Vorgeschrieben wurde, was gegessen werden darf, wie man sich anzieht, was man lesen soll, welche Musik man hören darf, und selbst das intime Liebesleben unterlag der staatlichen stren-

38 | Diskurs

gen Kontrolle. Es gab keinen Bereich des öffentlichen und privaten Lebens, der nicht bis ins kleinste Detail mit exakten Vorschriften geregelt war. Das höchste Ideal war: Kriege zu verhindern. Das Gebot war: Seid bescheiden. So einfach war die Forderung.

Das war nicht anders in Campanellas Sonnenstaat, in Bacons Utopia, und auch der Fichte'sche Idealstaat war ein Polizeistaat geregelter Ordnung. Alle Utopien vom idealen Zusammenleben der Menschen enden, um das künftig drohende große Massaker, das alle sehen, zu vermeiden, im Terror der absoluten Herrschaft eines Souveräns, der sich die Macht anmaßt, die anderen zu kontrollieren, bei Gehorsam zu belohnen und bei Ungehorsam grausam zu strafen – obwohl doch eigentlich das Gegenteil erreicht werden soll.

Schließlich hatten alle Utopien, auch die letzte, die sozialistische, deren Bankrott wir als Zusammenbruch des real existierenden Sozialismus erlebt haben, doch nur eines im Sinn: Jeder Einzelne sollte in Freiheit und Würde ein glückliches, sinnvolles und lustvolles und produktives Leben führen. Doch gerade aus diesen Forderungen, deren höchstes Ideal immer die Freiheit des Einzelnen ist, resultieren die Angst und Sorge, dass das Gemeinwesen unter den maßlosen, subjektiven Ansprüchen der vielen Einzelnen zusammenbrechen wird.

Alle Staaten, die Utopisten konstruierten, würden Albtraumstaaten sein. Orwells 1984 ist keineswegs erst eine Horrorfantasie des 20. Jahrhunderts. Neu ist nur die neue Technologie der Kontrolle, nicht aber die postulierte Universalität ihres Anspruchs – und neu ist das Erschrecken darüber, weil wohl zum ersten Mal der Utopist die Gewissheit hat, dass das, was er da an Schrecken imaginiert, tatsächlich Wirklichkeit werden wird: durch das Internet; durch die Algorithmen, die uns besser kennen als wir uns selbst, die uns überwachen und leiten und lenken; durch die Überwachungskameras etc. Die Utopien waren von Anfang an Systeme totaler Institutionen. Und damit man sich darinnen auch glücklich fühlen könne, wurde das Glück einfach befohlen.

Fichte schrieb in seinem Buch „Der geschlossene Handelsstaat“ diesbezüglich die Bestimmung: „Das Verhältnis des Volkes zur Regierung ist durchaus glücklich.“ Und wer anders empfinden sollte, der gehört nicht in das geschlossene System des Glücks, der bedroht es und muss folglich als Feind aller Glücklichen vernichtet werden. Alle Utopien waren Polizeifantasien der Ordnung und Unterdrückung. Und bis Hegel und über ihn

hinaus sehen wir immer wieder den Versuch, der Gewaltherrschaft eine transzendente Begründung und damit eine unantastbare, nicht in Zweifel zu ziehende moralische Voraussetzung zu verschaffen.

Bischofs- und Kanzlerworte

Vor etlichen Jahren wurde vor einer bayerischen Landtagswahl im Hirtenwort der bayrischen Bischofskonferenz den Sozialdemokraten vorgeworfen, wie zuvor schon von der Deutschen Bischofskonferenz und vom Zentralkomitee der deutschen Katholiken, sie würden die moralischen Grundwerte unserer Gesellschaft gefährden und das sittliche Bewusstsein zerstören. Die Bischofskonferenz wollte mit diesem harschen Urteil die Gläubigen auffordern, die CSU zu wählen.

In einem Vortrag vor der Katholischen Akademie in Hamburg² hat der damalige Bundeskanzler Schmidt diese Vorwürfe entschieden zurückgewiesen, weil sie am Wesen unseres Demokratieverständnisses vorbeizielten. Und so zog das utopische Denken um, von der Dachstube des philosophischen Denkers in die Amtsstube des Regierenden, der sich Gedanken über die Zukunft macht. Und was sehen wir? Die Aussichten sind düster.

„In unserer Gesellschaft“, sagte der kluge Kanzler, „wird eine Vielzahl von weltanschaulichen Begründungen angeboten“, durchaus im Sinne des Grundgesetzes, denn: „Anders als in einer Gesellschaft mit einheitlicher Sinnorientierung – wie etwa im Mittelalter – kann es in einer pluralistischen Gesellschaft – zu der wir uns ja bekennen – keine volle Identität der Werthaltungen aller Beteiligten geben. Die Bejahung der demokratischen Verfassung bedeutet geradezu den prinzipiellen Verzicht auf Totalkonsensus. Andererseits kann auch die Demokratie keineswegs ohne Grundwertekonsensus die Würde des Menschen bewahren. Zu dem Minimalkonsens der Demokratie gehört unerlässlich die Anerkennung des unabstimmbaren Bereichs der letzten Fragen; das sind Fragen, über die ein Parlament nicht abstimmen darf.“

Was dieser Minimalkonsens sei, ist aus dem Grundgesetz ablesbar. Das Grundgesetz stelle die Unantastbarkeit der Menschenwürde fest und bekenne sich zur Unverletzbarkeit und Unveräußerbarkeit der Menschenrechte. Aber, so der ehemalige Kanzler, es sei falsch, diese

Grundrechte mit transzendent orientierten, mit religiösen oder sittlichen Grundwerten gleichzusetzen, sondern:

„Mit der Gewährleistung der Grundrechte für den einzelnen Menschen, auch für Gruppen, eröffnet das Grundgesetz die Möglichkeit, Grundwerte zu verwirklichen.“ Das Grundgesetz sei nicht dazu da, selbst Grundwerte zu etablieren, sondern nur dazu, deren freie Ausübung in den gewünschten Ritualen zu garantieren, die sich allerdings an den vom Grundgesetz festgelegten Richtlinien orientieren müssen und die dort festgelegten Grenzen nicht überschreiten dürfen.

Insofern sei nicht das Grundgesetz verantwortlich zu machen, wenn z. B. trotz der vom Grundgesetz garantierten Religionsfreiheit immer weniger Menschen von dieser Freiheit Gebrauch machen, wenn eine Religion absterbe, weil die Menschen nicht länger tradierte religiöse Überzeugungen akzeptierten. Der Staat, so der ehemalige Kanzler, habe sich religiös und weltanschaulich neutral zu verhalten, aber er hat Gesetze erlassen, die von der sittlichen Grundhaltung geprägt sind, die in der Gesellschaft lebendig ist.

„So fließen über Mehrheitsentscheidungen die sittlichen Grundwerte, die in der Gesellschaft existent sind, in den Prozess der politischen Willensbildung ein“, denn, so sagte der ehemalige Kanzler, „der demokratische Staat hat die Werthaltungen und die sittlichen Grundhaltungen nicht geschaffen. Er findet sie vielmehr in den Einzelnen und in der Gesellschaft vor, und er muss bei seinem Handeln dort anknüpfen.“

Was aber passiert, wenn der Staat keine Werthaltungen, keine verbindlichen, durch Mehrheitsvotum zustande gekommenen Grundwerte der Sittlichkeit zum Maßstab seiner Gesetzgebung geliefert bekommt, wenn, wie von allen Parteien behauptet, eine tief greifende Krise im Wertsystem zu beobachten ist, oder wenn z. B. durch Zuwanderung aus anderen Kulturkreisen andere Werte als die dem Grundgesetz zugrunde liegenden Maßstab des Handelns werden? Dann entsteht eine Unsicherheit, die einen Konsens unmöglich macht.

Hier ist der Punkt, an dem die Rede des ehemaligen Kanzlers interessant wird. Was passiert, wenn z. B. die Kirche ihren Auftrag nicht wahrnimmt, weil sie ihn mangels Einfluss nicht mehr wahrnehmen kann, wenn es tatsächlich, wie behauptet, keinen Grundkonsens in Fragen der sittlichen Grundhaltungen mehr gibt, wenn es so ist, wie der ehemalige Bundespräsident Heineemann beklagte, dass die Welt zunehmend unre-

² Die Zitate von Schmidt stammen aus der Frankfurter Rundschau Nr.163 vom 27.7.1976: „Dass Menschen denken, sprechen, handeln können“

gierbarer würde, wenn die Gesellschaft, wie Arnold Gehlen am Ende seines Lebens konstatierte, „erbärmlich krank“³ sei, wenn, wie Erhard Eppler, der Ökologe, vor vielen Jahrzehnten schon sagte, ohne einen grundlegenden Wandel in unserem Wertsystem die vor uns liegenden Aufgaben nicht zu bewältigen seien und niemand wirklich angeben könne, wer denn diesen nötigen grundlegenden Wandel in unserem Wertsystem herbeiführen soll.

Was passiert dann? Der ehemalige Kanzler sagte: Gemeinsamkeit der im Prozess der Geschichte gewachsenen Kultur und die Gemeinsamkeit eingeübter Lebensformen machen die Homogenität einer Gesellschaft aus. Aber „wir wissen aus eigener Erfahrung, dass der Grad der Homogenität einer Gesellschaft durchaus verschieden groß sein kann. Wenn er klein ist oder wenn die Übereinstimmung in elementaren Grundwerten und Grundauffassungen fehlt, dann sind Freiheit und Würde des Menschen gefährdet.“

So sagte der ehemalige Kanzler und nannte dann die für diesen Fall nötigen staatlichen Mittel, die uns vor dem Chaos bewahren sollen. „Eine Gesellschaft, in welcher der Konsens über elementare Grundwerte verloren ist, treibt auf Anarchie zu – es sei denn, um das zu verhindern, sie träte die Konsensbildung an einen total reglementierenden Staat, an einen Obrigkeitsstaat, an eine Diktatur ab. Mit anderen Worten: Wenn die im einzelnen Menschen vorausgesetzten sittlichen Kräfte zur Regulierung seiner Freiheit fortfallen, wenn die inneren Regulierungskräfte der Gesellschaft ausbleiben, dann tritt eine Außenlenkung in Form von Zwang und Reglementierung an deren Stelle.“

Soweit der ehemalige Kanzler. Er sprach als kluger, gebildeter, politischer Praktiker. Er beschrieb, was er sicherlich nicht gewünscht und gewollt hat, was er aber dennoch als unabwendbar vor sich sah: Wenn der politischen Herrschaft eine allgemeinverbindliche ideologische Begründung fehlt, wenn die Legitimation nicht mehr aus einem gemeinsamen moralischen Gesinnungskontext resultiert, dann ist die Trennung von Herrschern und Beherrschten schon vollzogen – und die Rede von der demokratischen Grundordnung ist Lüge. Die Herrschaft hat sich notwendig mit Gewalt zu legitimieren, damit sich die Gesellschaft überhaupt noch reproduzieren kann. Und jeder Einspruch dagegen wäre dann eine existenzielle Bedrohung des erzwungenen labilen Gleichgewichts.

3 Zitat aus: Die Welt Nr. 192 von 18.8.73 „Lebensqualität - oder die Herrschaft der Umgestülpten“

Das ist die traumlose Pragmatik, der es inzwischen nicht mehr gelingt, sich ideologische Hoffnung einzureden. Waffen müssen die Ordnung im bedrohten Staat garantieren, Sondergesetze und Sondereinheiten müssen etabliert werden, damit der kleinste gemeinsame Nenner, auf den man sich inzwischen geeinigt hat, nämlich: das Überleben, durchgesetzt werden kann.

Ich habe den Altkanzler Schmidt so ausführlich zu Wort kommen lassen, weil er alle heutigen Probleme erkannt hat, die in einer falschen Wirtschaftspolitik, in den Widersprüchen der demokratischen Grundordnung und in einer falsch verstandenen Liberalität wurzeln.

Er hat allerdings den Mut gehabt und sich nicht gescheut, die schlimmen Konsequenzen zu benennen. In Frankfurt in der Paulskirche wurde hingegen von Carolin Emcke eine intellektuelle Bankrotterklärung abgegeben. Solange Denker sich scheuen, die realen Probleme überhaupt zu benennen, wird angesichts der bestehenden Verhältnisse, in denen und mit denen wir leben, Angst herrschen. Und diese Angst lässt sich dann nicht in Furcht verwandeln, deren Ursachen man rational durch gemeinsames Handeln beseitigen könnte. Dann ist die Sorge groß, dass wir uns in der Angst einnisten und entweder vollkommen handlungsunfähig oder in Panik verfallen. Die Sorge ist dann, dass die Folgen unabwendbar katastrophal sind.

Um das zu verhindern, sollten wir alle alles daran setzen, unsere reale Angst in Furcht zu verwandeln, um so doch noch zu rationalen Entscheidungen zu kommen, die vielleicht eine bessere Gesellschaftsordnung schaffen als die, die sich gerade dramatisch in permanenten Katastrophen und Krisen auflöst.

Also was? Hoffen, dass es irgendwie schon gelingen wird, die Hoffnung nicht aufgeben, dass am Ende doch noch irgendwie alles gut werden wird? Wie z. B. die FDP das macht? Vertrauen wir naiv auf den Einfallsreichtum der Menschen, auf die Genialität der Techniker und Wissenschaftler, denen doch schon immer was eingefallen ist und denen bestimmt etwas einfallen wird, wie man z. B. den Klimawandel effektiv bekämpfen kann, ohne auf Wachstum und Wohlstand in der Wirtschaft zu verzichten.

Dabei wird allerdings außer Acht gelassen, dass die Entwicklung, die von den besten Köpfen vorangetrieben wurde, von Wissenschaftlern, Technologen, Ökonomen, Landwirten, Kulturwissenschaftlern, Politikern genau in die ausweglose Si-

tuation geführt hat, in der wir uns heute befinden. In eine Katastrophe, in der es noch sehr vielen sehr gut geht, die deshalb nicht darüber nachdenken wollen, obwohl die Zeichen nicht mehr zu übersehen sind, was man dringend ändern muss. Die Jugend auf den Straßen hat mit der Fridays-for-Future-Bewegung die Politiker gezwungen, zumindest verbal tätig zu werden. Fridays for Future reduziert das Denken und Handeln auf nur eine einzige Idee, und die heißt: Überleben. Da gibt es nichts anderes mehr an Wert. Es geht inzwischen also um das nackte Überleben. Eine andere Hoffnung gibt es nicht, als sich als Teil der Natur zu erkennen, die man schützen muss, um selbst zu überleben. Andere Hoffnungskonzepte, die es über die Jahrtausende gegeben hat, nämlich alle religiösen, moralischen Konstruktionen, haben ausgedient. Das muss man sich klarmachen.

III Die schöne Hoffnung – erfüllte Gegenwart

In Graz heißt eine Ausstellung: „Glaube Liebe Hoffnung – zeitgenössische Kunst reflektiert das Christentum“. Ich denke, dass diejenigen, die sich den Titel ausgedacht haben, etwas grundsätzlich missverstehen. Kunst kann weder das Christentum noch sonst irgendetwas reflektieren, weil sie nicht reflektiert. Reflektieren können Künstler. Dann operieren sie mit philosophischen Begriffen und argumentieren politisch, moralisch, ökonomisch, ökologisch, sie bewegen sich dann in den Räumen der Abstraktion. Das kann ein Künstler natürlich tun – so wie das ein jeder tun kann, egal ob der nun Bäcker, Schuster, Schneider, Philosoph oder Politiker ist. Das hat aber mit der künstlerischen Arbeit nichts zu tun, denn die ist nicht abstrakt, sondern konkret, selbst wenn es sich um abstrakte Kunst handelt.

Kunst kann natürlich themenbezogen agieren. Wenn ich festlege, dass bestimmten religiösen Inhalten, also z. B. Tugenden wie Glaube, Liebe, Hoffnung bestimmte Symbole zugeordnet werden, also das Kreuz, das Herz oder der Anker, dann kann der Künstler z. B. Kreuz, Herz oder Anker malen, muss aber, wenn er die Tugenden damit auch meint, sagen oder in seinem Bildzusammenhang zu verstehen geben, DASS er diese Tugenden meint. Wenn er ein Kreuz, ein Herz oder einen Anker malt, malt er ein Kreuz, ein Herz oder einen Anker, und die bedeuten zunächst nichts anderes als Kreuz, Herz und Anker – und genau das sieht der Betrachter.

Beziehen sich diese Zeichen aber als Symbole auf religiöse Inhalte, dann sind sie illustrativ und

40 | Diskurs

beziehen sich auf etwas, das außerhalb des Werkes liegt – und Pinselstrich und Farbauftrag sind nicht mehr von primärer Bedeutung. Sehr wohl kann ich aber in der Kunst Leid und Schmerz, Verzückung, Versagung und Hingabe zeigen, wenn sie sich in Gesten zu erkennen geben. Heiligenbilder zeigen genau das.

René Magritte hat mit diesen Möglichkeiten und Missverständnissen gespielt. Jeder von Ihnen wird das Bild kennen, auf dem er eine Pfeife gemalt und darunter geschrieben hat: „Das ist keine Pfeife“. Natürlich hat er recht: Dieses Bild ist keine Pfeife, man kann es nicht rauchen, es ist nur die Abbildung einer Pfeife, die keine Pfeife, sondern das Bild von ihr und damit etwas ganz und gar anderes mit eigenem Sinn ist. Klingt kompliziert, ist aber ganz einfach. Die Sache mit der Kunst ist überhaupt ganz einfach. Ich sehe, was ich sehe. Die Wirkung eines Kunstwerkes ist einfach und direkt und unmittelbar. Worte können helfen, ästhetische und historische und politische Zusammenhänge zu erklären, das ist richtig, aber wenn das Werk nicht unmittelbar wirkt und mich anzieht, neugierig macht und fasziniert, will ich auch keine erklärenden Worte hören. Warum sollte ich das auch, wenn mich das Werk nicht interessiert. Ich lasse mich doch nicht überreden, etwas gut zu finden, was mir missfällt.

Ja, die Worte. Ein Redner redet. Aber er muss nicht unbedingt auch etwas sagen. Meistens ist das, was gesprochen wird, nur Geschwätz. Ein Maler redet nicht, um etwas zu sagen, sondern er malt. Er spricht nicht, er erklärt sich nicht, auch wenn viele, die malen, davon leben, dass sie über ihre Malerei wortreich herfallen und sie wie auf dem Wochenmarkt anpreisen. Wer da am lautesten schreit, wird auch am besten gehört.

Aber was sagt das schon? Bilder werden nicht gehört, sondern gesehen. Man soll über Bilder nicht zu viel reden. Man soll sie betrachten. In Ruhe. Und dann kann man vielleicht über die Wirkung sprechen, die sie auf einen haben, darüber, was die Betrachtung mit einem macht, ob man bereichert ist, z. B. emotional. Jetzt könnte ein Gehirnforscher helfen. Der könnte präzise erläutern, welche Areale in unserem Gehirn durch Malerei und Kunst insgesamt, also auch durch Musik und Literatur, angeregt werden, welche Neuronen, stimuliert durch das Hormon Dopamin, Glücksempfinden hervorrufen und sofort auf den Stimulus „Bild“ reagieren. Aber es geht ja nicht um Gehirn- und Glücksforschung. Das Zauberswort, um das sich hier alles rankt, heißt Hoffnung.

Die Kategorie Hoffnung

Hoffnung ist eigentlich eine religiöse Kategorie. In der Religion erscheint sie immer als Dreiklang zusammen mit dem Glauben und der Liebe. In der Religion wie im Alltagsleben ist Hoffnung auf die Zukunft gerichtet: Alles wird besser und vielleicht sogar gut werden ... hoffentlich! Aber eine Garantie, dass es tatsächlich so sein wird, gibt es nicht. Der kluge Zyniker und Witzbold Voltaire hat geschrieben: „Eines Tages wird alles gut sein, das ist unsere Hoffnung. Heute ist alles in Ordnung, das ist unsere Illusion.“ Gemeint hat er: So wenig, wie heute alles in Ordnung ist, so wenig wird irgendwann einmal alles gut sein, weil es keine Erlösung geben wird, von der die Religion spricht, wenn sie verheißt: Glaube nur, dann wirst du Gottes Liebe erfahren und erlöst werden von deinen Sünden.

Nun will ich hier nicht diskutieren, ob es eine berechnete Hoffnung auf Erlösung gibt. Denn für den, der glaubt, wird das gewiss so sein, auch wenn Voltaire der Ansicht gewesen sein mag, diese Erwartung sei naiv. Das mag ein jeder für sich selbst herausfinden und entscheiden. Allerdings gesellschaftlich Kraft hat diese Glaubensgewissheit nicht mehr.

Das war zur Zeit der kleinen Eiszeit, also im 17. Jahrhundert, der vorwissenschaftlichen Zeit, natürlich noch anders. Da gab es schon mal eine schreckliche Klimakatastrophe. Allerdings war die Temperatur da durchschnittlich 2 Grad geringer. Es war kalt. Es gab Missernten und Hungersnöte. Niemand wusste, warum Gott so schrecklich strafte. Es musste Gottes Wille sein, die Menschheit so zu peinigen. Warum nur? Beklagte und strafte er so vielleicht eine allgemeine Gottlosigkeit? Also musste Buße getan werden. Fürbittgottesdienste wurden gehalten. Und Hexen wurden verbrannt. Und Opfer dargebracht. Etwas anderes kannte man nicht. In späteren, wissenschaftlichen Jahrhunderten hat man die Wirkungslosigkeit solcher magischen Unterfangen eingesehen. Nur haben Wissenschaft und Technik und die Verfügung über die Natur, die uns soweit vorangebracht haben, dass wir die Erde tatsächlich uns untertan gemacht haben, jetzt in neue, oben beschriebene dramatische Turbulenzen gebracht, denen wir allerdings hilflos ausgeliefert sind, weil wir das, was wir selber angerichtet haben, die Klimakatastrophe, aufgrund der Beschränkung unseres Verstandes wohl nicht mehr werden stoppen können.

Der Natur ist die Metamorphose der Erde vollkommen gleichgültig. Sie existiert weiter, ob als

Wasserball, wenn die Polkappen geschmolzen sind, ob als Feuerball, wenn die Vulkane aufbrechen und sich die Lava über die zivilisierte Welt ergießt, oder ob als Schneeball, der die Welt vor Jahrmillionen schon einmal war. Nur uns, die das beklagen, wird es dann nicht mehr geben.

Noch aber gibt es uns. Und noch zerstören wir nicht nur unsere Lebensgrundlagen. Noch stellen wir, uns zur Freude, auch etwas her, was uns beglückt und entzückt. Ich nenne es vereinfacht zusammengefasst „Kunst“.

Hugo von Hoffmannsthal hat geschrieben: „Lasst euch von lichter Lebensflut umspülen, Ihr Träume, Bilder, die ich täglich schaue, Daß euch auf immer dieser Glanz betaeue.“

Das ist Lyrik. In Prosa heißt das: Es geht unmittelbar um die Gegenwart. Das Jetzt zählt, *nicht* die Zukunft. Kunst kann den Betrachter im Augenblick der Betrachtung eines Bildes beglücken, deshalb sehen sich so viele Menschen überhaupt Bilder und Ausstellungen an, es geht um Unmittelbarkeit und Gegenwart, in der die Seherfahrung eine Selbsterfahrung der Beglückung ist. Und die Hoffnung ist wohl, dass die Zukunft so beglückend sein möge, wie es die Gegenwart im Angesicht eines Bildes im Augenblick der Betrachtung ist.

„Bilder, die ich täglich schaue“, schrieb Hoffmannsthal! Beim Betrachten eines Bildes erfährt man sich lebendig. Hoffmannsthal beschreibt das in dem Gedicht „Lebensquell“:

„Das ist des ewigen Jugendbrunnens Fließen,
Der jedem Jahr die gleiche Fülle weist:
In neuer, feuchtverklärter Schönheit gleißt
Was er benetzt, und locket zum Genießen ...“

Das Leben wird neu, schreibt er. Das ist das Beglückende der Kunst. Und die Hoffnung ist, dass sich das Leben kraftvoll immer wieder erneuern kann. Durch die Betrachtung von Kunst.

Gerade die Bilder, in denen sich Einsamkeit, Verzweiflung und Resignation ausdrücken, können zur Quelle des Lebendigen werden. Aber nicht so, wie wir es im Frühling erleben: wenn die Natur aus dem Winter erwacht und aus trockenem Geäst Blüten hervorsprossen und das Leben sein Fest feiert. Nein. Was ist es, dass ein Winterbild mit trockenem Geäst, ein leeres Zimmer, ein schmerzverzerrtes Gesicht mich lebendig fühlen lässt?

In jungen Jahren ist mir ein Bildband von Max Beckmann in die Hände gekommen. Erst habe ich achtlos darin geblättert, aber dann haben mich die Bilder gefesselt und nicht mehr losgelassen, besonders die Selbstporträts. Genau, un-

bestechlich und unvoreingenommen hat er mit diesen Bildern eine Art Tagebuch geführt, er hat da eine schonungslose Bestandsaufnahme seiner Siege und Niederlagen vorgenommen. Besonders beeindruckt hat mich das Selbstporträt im Smoking aus dem Jahr 1927. Da war er auf der Höhe seines Erfolges. Selbstbewusst und stolz steht er vor uns und sieht uns aus seinem Bild heraus an; ein Mann von Welt, zuhause in der Welt, kaum von Zweifeln geplagt. Man sieht: Er beherrscht sein Metier und gestaltet sein Leben und sein Werk nach seinem Willen, ein Mann der Tat, ein Arbeiter in seinem Weinberg, ein Handwerker zeigt sich provozierend selbstbewusst in repräsentativ feudaler Pose. Beckmann hat damals selbstgewiss gesagt, er male in seinen Bildern, was Gott alles falsch gemacht habe. Was für eine wunderbare Überheblichkeit, habe ich gedacht, und gleichzeitig, was für eine Demut, diesen Fluch auf sich zu nehmen.



Abb. 1: „Selbstbildnis in Smoking“, Max Beckmann, 1927

Nicht Gott, sondern Prometheus, der Menschenmacher, war Beckmanns Ideal, der den Göttern trotzte und auch im größten Leid, im tiefsten Unrecht, das ihm angetan wurde, nicht zerbrach. Und als ich das Bild im Smoking länger angesehen habe, war mir, als würde der so stark auftrumpfende Beckmann sich Mut zusprechen, so wie der einsame Wanderer im Wald in der Nacht pfeift, um die Räuber zu vertreiben, die er mit seinem Gepfeife überhaupt erst anlockt. Und dann dachte ich, seine Verkleidung und Pose sind so ausgesucht imponierend, weil sie vielleicht Selbstschutz gegen die Besorgnis sein sollen, dass das Glück, das er jetzt empfindet, vergänglich sein und verloren gehen kann. Zehn Jahre später hat er sich noch einmal so repräsentativ, diesmal im Frack, gemalt, da aber sieht man einen verunsicherten, ratlosen Mann auf dem Sprung. Beckmann emigrierte aus Deutschland.



Abb. 2: „Selbstbildnis im Frack“, Max Beckmann, 1937

Und was hat ihn, als er verzweifelt in Amsterdam festsaß und nicht weiterwusste, getröstet? Ich habe das nachgelesen. Er hat gesagt: Die Porträts, die Rembrandt von sich gemacht hat, insbesondere die späten, die haben ihn getröstet. Auf diesen Bildern zeigt sich Rembrandt im gänzlich desolaten Zustand seiner ganzen Hinfälligkeit, sein Blick ist müde und nach innen gerichtet, das Gesicht ist gezeichnet von Misserfolgen und Sorgen, die Bilder sind eine schonungslose Bestandsaufnahme seines Verfalls.

Und was ist das Wunderbare und ganz außerordentlich Tröstende an diesen späten Porträts, die Rembrandt von sich gemacht hat? Zunächst einmal, dass er sie überhaupt gemacht hat, dass er trotz aller Verzweiflung, Schwäche und Hinfälligkeit, trotz aller Missachtung und später Erfolglosigkeit die Kraft aufgebracht hat, mit klarem, kritischem, rigorosem, untrüglichen und unbestechlichem Blick sich in seinem Zerfall zu sehen und festzuhalten, dass er sich ausgehalten hat, dass er sich nicht ausgewichen ist, dass er nicht in Scheinwelten geflüchtet ist, dass er ganz nah bei sich geblieben ist.

Und damit hat er, wie Thomas Mann das wunderbar gesagt hat, ein starkes Zeichen des Widerstandes gegen die Resignation und das Verschwinden gesetzt. Sie sind, indem sie den Verfall zeigen, ein Fest des Lebens, ein Widerstand gegen die Vergänglichkeit, ein Widerspruch gegen das Vergessen, ein Innehalten im Vergehen,

um auf seine Einzigartigkeit und Besonderheit zu bestehen. Damit beweist der Mensch Würde, die dem Schmerz und dem Elend abgetrotzt werden.

Diese Bilder sind vehement der Verzweiflung entrissen, das ist ihre tröstende und beglückende Botschaft. Zwei Bilder von Beckmann, eines im Aufbruch, eines vor dem Verlöschen, und die Selbstporträts von Rembrandt haben auch mich immer wieder getröstet und beglückt und vor meiner Resignation bewahrt. Die Bilder haben mir gezeigt, was ein Mensch machen muss, wenn er, trotz aller schrecklichen Widrigkeiten, nicht aufgeben will. Er kann seine Kraft nur aus sich selbst, aus seiner Schwäche gewinnen, die muss er akzeptieren, seine Einsamkeit, seine Hinfälligkeit, seine Fehler, dann wird daraus neue Stärke. Und er lebt wieder, wenn es gut geht, heiter und erfüllt, zumindest solange er arbeitet.



Abb. 3: Rembrandt im Selbstporträt 1634



Abb. 4: Rembrandt im Selbstporträt als Zeuxis Lachen 1662

42 | Diskurs

Kunst gibt Energie. Das Kraftvolle der Kunst besteht darin, dass der Künstler es schafft, in der Zeit der Krisen und der Resignation, seiner Krisen und seiner Verzweiflung, dennoch ein Werk zu schaffen, dass er der Resignation abtrotzt. Das Großartige an der Kunst ist, dass der Künstler mit seinem Werk seine Verzweiflung widerlegt und damit im Augen-Blick der Betrachtung dieser Bilder uns erlöst und befreit aus dem allgemeinen Elend und eine Zuversicht schafft, deren Hoffnung in uns selbst begründet ist. Nicht irgendwo in der zukünftigen Ferne als Vielleicht, sondern wahre Hoffnung ist im Jetzt und Nu der Selbsterkenntnis, die Selbstbewusstsein und Kraft gibt, ein Mensch zu sein, fernab von Kompromiss und Lüge, Vorteilsnahme und albernem Betrug.

Wer so zu sich kommt und bei sich ist, erfährt sich in selbstgewisser Schönheit und Kraft. Da gibt es keine Missgunst und keine Gewalt. Da gibt es nur noch Einverständnis. Mit sich. Und daraus entsteht vielleicht die Zuversicht, dass das alles erhaltenswert ist. Und daraus ergeben sich notwendig Entscheidungen, die nicht so lächerlich sind, wie die, die gerade in Glasgow diskutiert werden: ob man nämlich die Klimaneutralität 2045 (Deutschland) oder 2070 (Indien) erreichen möchte.

Virenlogik

So schnell ein Flugzeug fliegt, verbreiten sich die Viren um die Welt, missachten alle Grenzen und nisten sich, ohne selbst lebendig zu sein, ein bei den Lebenden ... die sie vernichten, wie das Feuer, das ja auch zerstört, was es am Leben erhält. Denn wenn das Holz zu Asche verbrannt ist, ist das Feuer erloschen. Mit dem Wirt stirbt der Gast.

Bekannt sind die pandemischen Krankheiten, wie man in einem Text aus Mesopotamien lesen kann, seit dem Jahr 1780 vor Christus, also seit fast 4.000 Jahren. Damals wurde ein Mann drakonisch bestraft, weil er leichtfertig seinen tollwütigen Hund ausgeführt hatte, der einen anderen mit einem Biss infiziert und getötet hatte.

So alt wie die Viren sind auch die Möglichkeiten ihrer Eindämmung: Isolation, Abschottung, Hygiene, Masken. Solange es keine wirksamen Impfstoffe gibt, haben wir bis heute keine andere Möglichkeit, uns zu schützen. So haben das die Alten schon gemacht. Und sie haben auch, man glaubt es kaum, geimpft. Impfstoffe gibt es nämlich schon seit 3.000 Jahren. Damals hat man die Pocken in Indien und China geheilt, indem man

die Menschen durch absichtliche Infektion immunisiert hat. Zur Gewinnung des Impfstoffs wählte man Personen mit leichtem Krankheitsverlauf aus, entfernte Krustenstücke der Pocken von den Infizierten, zermahlte diese Stücke zu einem Pulver und führte das in die Nasen der zu impfenden Personen ein. Diese entwickelten Antikörper und waren so geschützt.

Viren, vor denen wir uns heute so ängstigen, als wären sie eine neue, unbekannte Bedrohung, begleiten uns durch unsere gesamte Geschichte. Solange es Menschen gibt, gibt es Viren und Viruserkrankungen. Und wir lernen wieder einmal, dass wir aus unserer Geschichte nichts lernen. Wie absurd ist es zu glauben, man könne so ein global aggressives Virus durch Hochziehen von Grenzschränken fernhalten und durch Rückzug auf nationale Territorien abschrecken. Gerade in einer global vernetzten Welt ist der populistische Rückzug auf die Nationale Eigenständigkeit und die nationale Verantwortung/ politisch wie ökonomisch wie auch gesundheitspolitisch nur lächerlich und damit unverantwortlich. Das Virus erliegt nicht den Verlockungen populistischer Versprechen, sondern triumphiert über deren Dummheit.

Flucht vor der Gefahr ist also ausgeschlossen, jeder Versuch zu Entkommen ist zum Scheitern verurteilt. Was bleibt? Die Antwort ist einfach: Man muss die Gefahr bekämpfen und besiegen. Man muss sich auf sich zurückziehen, sich auf sich besinnen, sich selber wichtig nehmen, sich individuell schützen – und damit zugleich Verantwortung für den anderen übernehmen. So kann eine Gesellschaft aus Einzelnen in der Not solidarisch zusammenwachsen. Indem jeder für sich und damit für alle die Verantwortung übernimmt.

Und die Kunst? Macht genau das: Sie besteht auf der individuellen Besonderheit und Subjektivität des Künstlers, der mit seinem Werk sich erschafft und bewahrt. Dieses Werk existiert allerdings erst in der Wahrnehmung durch den Betrachter; und in diesem Dialog, in dieser Verbundenheit trotzen sie gemeinsam der Katastrophe des Zerfalls. Darin liegt Stärke, Zuversicht und Trost. Kunstwerke, egal ob sie Bilder sind oder Romane oder Symphonien, geben Hoffnung, und die ist in schwieriger Zeit unverzichtbar.

Es gibt also zu der Katastrophengeschichte, die wir konstatieren, noch eine ganz andere, nämlich eine alternative Geschichte als Möglichkeit. Kunst ist die Vorwegnahme dessen, was gewe-

sen sein wird. Das Prinzip Hoffnung als lebendige Gegenwart, als sinnlich gegenwärtige Erkenntnis dessen, was es noch gar nicht gibt, ein Gegenentwurf, ein Versprechen auf eine mögliche Zukunft, auf eine Utopie in dem Lande, dass der kluge Thomas Morus das „Nirgendwo“ genannt hat, die in der schlechten Gegenwart Trost verschafft und trotz aller erfahrenen Absurdität Hoffnung gibt, zu sich selbst zu finden.

Das Happy End/ ist die Lüge als Wahrheit: als Gnade eines Sinnversprechens und wahr, weil sie im Kunstwerk, im Bild da, also hier und anschaulich, reale Gegenwart ist./ Und nicht nur Versprechen auf eine glückliche Zukunft, in der es die ersehnte Erlösung geben soll, so wie jede Religion das z. B. gezwungen ist zu tun. Metaphysik und Transzendenz sind das Geschäft aller Religionen, Hoffnung als Glaubensangelegenheit. Aber an dieser Glaubensarbeit beteiligt sich die Kunst nicht. Kunst ist diesseitig und säkular, anschaulich. Sie ist kein Versprechen, sondern Gewissheit durch unmittelbare sinnliche Erfahrung. Und das war und ist sogar religiöse Kunst, denn sie zieht die abstrakten Versprechen der Glaubensgewissheiten in die sinnlich anschauliche, ganz und gar säkulare Gegenwart.

Bilanz

Wenn man die vielen Krisen, in denen wir leben, bilanziert, ist das Ergebnis erschütternd: Wir führen seit Jahrhunderten Kriege ohne Sinn und Verstand. Wir morden, betrügen, lügen, übervorteilen, unterdrücken, beuten aus. Die Liste der Erbärmlichkeiten lässt sich beliebig verlängern. Und diese Erbärmlichkeit zeugt von einer durch und durch unintelligenten Lebensweise. Mit unseren Handlungen entziehen wir die Grundlagen unserer Existenz. Wir sind Covid-19 vergleichbar, wir sind dem Virus, der seinen Wirt, also uns, um am Leben zu bleiben, zerstört und vernichtet. Wir sind das Virus für die Welt.

Wir vernichten die Ressourcen, die uns am Leben erhalten. Wir konsumieren kannibalistisch die Welt, kannibalistisch deshalb, weil wir Teil der Natur sind, und indem wir die zerstören, verzehren wir uns selbst. Aber die Natur, deren Teil wir sind, ist insgesamt stärker als wir. Wir glauben tatsächlich, mit unseren Machenschaften vernichten wir die Natur. Das kann man inzwischen überall lesen. Die Klimakatastrophe ist menschengemacht. Aber diese Katastrophe ist gar keine für das Klima, sondern eine für uns. Dem Klima ist es *wurscht*.

Sollte das Klima, was nach unseren Vorstellungen allerdings nicht anzunehmen ist, doch eine

Art von Bewusstsein, also die Möglichkeit zur Selbstreflexion und Selbsterfahrung haben, dann müsste man annehmen, dass es an seinen permanenten Mutationen wohl seine Freude hat. Und die beschränkt sich dann nicht auf die Erde, sondern dehnt sich aus in die unendliche Weite des Kosmos mit seinen Planeten und schwarzen Löchern, Spiralnebeln, physikalisch-chemischen Reaktionen und Explosionen und alles, was wir mangels tieferen Verständnisses in Bezug auf Ursache und Sinn als Natur bezeichnen.

Dieser gesamten Natur ist unsere kleine Klimakatastrophe, an der wir zugrunde gehen werden, vollkommen gleichgültig. Wir Menschen überleben das nicht. Der Kosmos aber spielt sich weiter. Also sprechen wir nicht länger von Klimakatastrophe, sondern nennen das, was uns erwartet, genau mit dem Wort, was es tatsächlich ist: Es ist eine Menschenkatastrophe. Und die können wir wohl nicht mehr aufhalten.

Was uns dahin geführt hat, hat ein Label. Wir nennen es Patriarchat. Denn dieser ganze, jahrhundertalte Irrsinn und Unsinn ist männlich. Es wird also höchste Zeit, bevor alles global digital zuschanden geht, dass die Frauen übernehmen. Zumindest haben sie ihr Versagen noch nicht unter Beweis gestellt. Allerdings werden süße, lispelnde Worte nicht ausreichen, um diesen Wechsel zu vollziehen. Viele der afghanischen Frauen, die genau wissen, was jetzt mit den mannsmännlichen Taliban und ihrem Irrsinn wieder auf sie zukommt, greifen zu den Waffen. Ob sie damit erfolgreich sein werden, darf man wohl mit Fug und Recht bezweifeln. Denn wenn man die Methoden des Gegners übernimmt, nämlich tötet, ist man schon, selbst wenn man gewinnen sollte, von dem, was man da bekämpft, infiziert. Dass es die letzte Gewalt tatsächlich geben könnte, die, die endlich Schluss macht, mit aller Gewalt, ist eine rührende Fiktion.



Abb. 5: Bewaffnete afghanische Frauen, die lokalen militärischen Verteidigungseinheiten angehören, bei einer Parade in Kabul, 1987 (Quelle: akg-images)

Man soll sich nicht täuschen. Die europäische Variante der Emanzipation, über selbstbewusste Mitbestimmung die Welt zu verändern, wird weltweit zu keinem Ziel führen. Das haben 20 Jahre Krieg in Afghanistan bewiesen. Die alliierten Truppen ziehen ab, die Taliban rücken nach, besetzen Provinz nach Provinz und Stadt für Stadt. Das war einer der teuersten und unsinnigsten Kriege mit vollkommen sinnlosen Opfern, der zu gar keinem Ergebnis geführt hat, außer dass die männlichen Taliban wieder die Macht ergreifen, Frauen einsperren und die Gesellschaft dem Gesetz der Scharia unterwerfen.

Wir denken heute gerne global. Der Vormarsch der Taliban, die verheerenden Feuer in Australien, in den Vereinigten Staaten, in der Türkei, in Griechenland, in Italien, die Überschwemmungen in China, in Deutschland, der gesamte Klimawandel, die internationale Armut ist das, ich wiederhole mich, Ergebnis männlicher Politik über die Jahrhunderte. Die Bilanz ist grauenhaft.

Wir befinden uns nicht im Krisenmodus. Krisen sind vorübergehend und bewältigbar. Im Bericht des Weltklimarats steht: Das Schmelzen des Nordpolareises ist schon jetzt unumkehrbar, der Kipppunkt überschritten. Das Wasser der Meere wird steigen und in nächster Zukunft die Küstengebiete und die Küstenstädte überschwemmen. Millionen Menschen werden auf der Flucht sein und vor allem nach Europa strömen, weil Europa geologisch noch am sichersten ist. Die Zeit des Taktierens ist vorbei. Notwendige Schlussfolgerungen kann jeder selber ziehen.

Die Unterdrückung der Frauen aber nimmt weltweit wieder zu. Überall richten sich Populisten ein und übernehmen die Macht. Die Tendenz geht eindeutig dahin, dass männliche Herrscher sich in zunehmenden Ausmaßen zu Tyrannen aufschwingen und die Politik, die uns alle ins Unglück bringt, fortsetzen. Ein einfaches Bild macht das deutlich: Präsident Bolsonaro lässt den lebensnotwendigen Regenwald in Brasilien abholzen, um Viehfutter anzubauen, und hat jetzt gerade wieder, als Zeichen seines männlichen Selbstverständnisses, ohne Maske an einer Motorraddralley teilgenommen, während die Führung im Iran, männliche Gottesmänner, in absehbarer Zeit die Atombombe haben.

Bilder beweisen, dass es zu alledem, was wir weltweit erleben, eine Parallelwährung gibt. Das ist kein Eskapismus, sondern Widerstand, der allen Untergangsszenarien und zunehmend apokalyptischen Alltagserfahrungen abgetrotzt ist.

Die Suffragetten haben vor 150 Jahren angefangen, für die Frauenemanzipation auf die Straße zu gehen. Heute sitzen in Österreich immerhin fast 40 % Frauen im Parlament, in Deutschland sind es sehr viel weniger. In der weltweiten Statistik des Frauenanteils liegt Deutschland auf Platz 48. Österreich immerhin auf Platz 29. Vor uns liegen in der Statistik Ruanda mit 61 % und, man will es nicht glauben, die Vereinigten Arabischen Emirate mit 50 %. Die Statistik ist ernüchternd. Warum Frauen noch heute für die gleiche Tätigkeit weniger verdienen, ist nicht einzusehen. Und warum Frauen das nicht ändern, ist nicht zu verstehen. Sowohl in Deutschland als auch in Österreich gibt es mit über 50 % mehr Frauen als Männer. Warum wählen sie nicht die in die Parlamente, die das ändern wollen?

Der Soziologe Pierre Bourdieu⁴ wird schon Recht haben: Die symbolische Ordnung – also die durch Tradition, Gewohnheit und Sprache vermittelten Normen und Werte einer Gesellschaft – wirkt so stark, dass sich auf absehbare Zeit nicht wirklich etwas ändern wird. Daran wird das Gendern in der Sprache nicht rütteln. Die Herrschaftsverhältnisse sind bis auf Weiteres festgelegt, obwohl die Konsequenzen, unter denen wir alle zu leiden haben, allgemein, also auch den Männern, bekannt sind, weil sie nicht mehr zu übersehen und zu ignorieren sind. Die Katastrophe ist da. Fürchten wir sie. Handeln wir endlich solidarisch. Und schöpfen wir Kraft und Hoffnung aus der Gegenwart der Kunst, die so beglückend sein kann.

Dr. Knut Boeser
E-Mail: kboeser@aol.com
www.knut-boeser.de

Knut Boeser hat in Berlin und Paris Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft, Philosophie und Psychologie studiert, war Chefdramaturg und Intendant am Renaissancetheater Berlin, Chefdramaturg an den Staatlichen Schauspielbühnen Berlin, am Theater in der Josefstadt/Wien, Dozent für Drehbuch und Stoffentwicklung an der Internationalen Filmschule Köln, geschäftsführender Vorstand im Verband Deutscher Drehbuchautoren (VDD), Mitglied der Deutschen Filmakademie. Er schreibt Essays, Drehbücher, Theaterstücke und Prosa; sein Roman „Nostradamus“ wurde in 11 Sprachen übersetzt.

⁴ Den Hinweis auf Pierre Bourdieu verdanke ich Renate Becker (Vortrag „Trümmerfrauen“ auf dem Kongress „Tarzan und Jane - Über Frauen und Männer“ im Oktober 2012 in Gmünden)

Nachruf auf Helm Stierlin

- (geb. 1926 – gest. 2021)

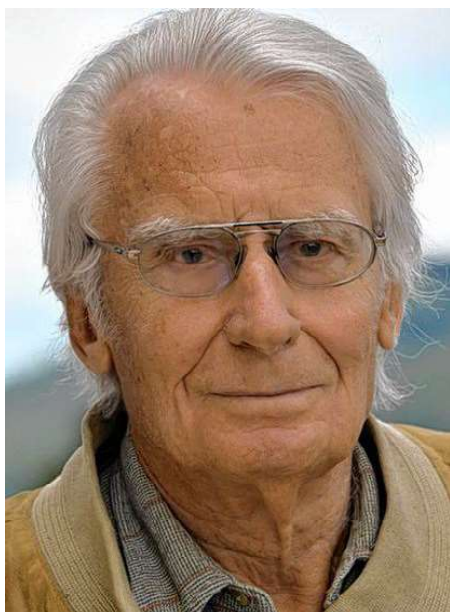
von Fritz B. Simon

44 | Nachruf

Mit Helm Stierlin, der am 9. September im Alter von 95 Jahren friedlich im Kreis seiner Familie starb, verlor die deutschsprachige Psychiatrie und Psychotherapie eine ihrer profiliertesten Persönlichkeiten. Unter den Personen, die seit den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts weltweit die Methoden der Familientherapie und der systemischen Therapie verbreiteten, gehörte er zu einflussreichsten. Das von ihm 1974 begründete „Institut für psychoanalytische Grundlagenforschung und Familientherapie“ der Universität Heidelberg wurde zu einem der maßgebenden Zentren Europas.

Diese Wirkung beruhte zum einen auf Stierlins Publikationen, die auch für Laien verständlich waren, zum anderen aber wurde von seinem Institut durch die Organisation großer internationaler Kongresse in den 80er Jahren im deutschsprachigen Feld unter Psychotherapeuten ein Paradigmenwechsel von der Psychoanalyse zur Systemtheorie in Gang gesetzt.

All dies hat mit Stierlins Persönlichkeit und seinem Werdegang zu tun. Nach kurzer Zeit als Flakhelfer begann er nach dem Krieg das Doppelstudium der Medizin und Philosophie. Sein philosophischer Lehrer war Karl Jaspers. Stierlin absolvierte eine psychoanalytische Ausbildung, arbeitete in der Schweiz und für mehr als 17 Jahre in den USA. Dort war er am „National Institute of Mental Health“ in der Schizophrenieforschung tätig und kam in engen Kontakt mit der Familienforschung.



Als er nach Heidelberg berufen wurde, war er infiziert vom amerikanischen Pragmatismus, ohne sein Interesse an existenziellen philosophischen

Fragen zu verlieren und hatte bereits international wissenschaftliche Reputation erworben.

Dass er dann mit seinem Institut solch eine breite Wirkung erzielte, ist dennoch erstaunlich. Denn es widerspricht der Logik heutiger universitärer Karrieren in Deutschland. Das akademische Personal seines Instituts bestand lediglich aus Stierlin selbst, einem Oberarzt und einem Assistenten, und er war nicht einmal Ordinarius, sondern Leiter einer kleinen Abteilung der Psychosomatischen Klinik. Um Drittmittel kümmerte er sich prinzipiell nicht. Dennoch wurde viel geforscht und international publiziert.

Auch Stierlins Persönlichkeitsmerkmale waren auffallend. Denn er war eher schüchtern, zeigte keinerlei Aggressivität oder Besserwisserei, wenn er seine Konzepte vertrat, war aber auch nie defensiv und versuchte nicht, sich einem Mainstream anzupassen. Er war neugierig, gab sich nicht damit zufrieden, etabliertes Wissen anzuwenden und weiterzugeben, sondern er wollte Neuland erkunden. Dabei war er, das mag auf den ersten Blick als paradox erscheinen, demütig und unbescheiden, ehrgeizig und unprätentiös. Er achtete, wenn jemand neue Ideen oder Methoden vorstellte, nicht auf den Status des Betreffenden, sondern auf die Nützlichkeit und Sinnhaftigkeit des Gesagten, d.h. es war die Sachdimension, in der ihn Neues faszinierte. Dabei half ihm, dass er keine Scheu hatte, sich gegen Orthodoxien zu wenden, wenn sie ihm unsinnig erschienen.

Diesen Eigensinn konnte er sich leisten, weil nicht nur alle international anerkannten Forscher in seinem Institut ein- und ausgingen, sondern auch seine fachliche Kompetenz nie zur Debatte stand. Er wurde immer auch von denen, die nicht seiner Meinung waren, respektiert. All das ermöglichte es ihm, ungefährdet Unorthodoxes zu tun – vielleicht ja generell eine gute Basis für Innovation.

Ein weiteres Erfolgsgeheimnis war sein Führungsstil. Er stellte nur Menschen ein, die etwas konnten, was er nicht konnte (z.B. Kongresse organisieren). Dabei sorgte er für eine große Variationsbreite in seinem Team, d.h. alle, die dann zusammenarbeiten mussten/durften, hätten sich gegenseitig niemals ausgesucht. Aber in der Kooperation gelang es Stierlin, deren Unterschiede fruchtbar werden zu lassen, weil hierarchiefrei kommuniziert wurde. Seine Wertschätzung für die Mitarbeiter war „gnadenlos“, d.h. er hat nie (!) ein Wort der Kritik an ihnen geübt – allerdings gelegentlich unglücklich geguckt,

wenn etwas nicht so lief, wie er es sich gewünscht hätte. Das Ergebnis war, dass in der Arbeit als Team jeder alle Ideen und Erkenntnisse, die er zu haben meinte, ungefiltert in die Kommunikation bringen konnte und in der Summe mehr herausnahm, als er hineingegeben hatte. Es entstand ein extrem kreativer „Team-Spirit“. So gehörte Stierlin selbstverständlich auch zu den Mit-Gesellschaftern des Carl-Auer-Verlags, den seine Mitarbeiter 1989 gründeten.

Helm Stierlins schriftstellerische Aktivitäten betrafen nicht nur Fachfragen, sondern er schrieb auch über Nietzsche, Hölderlin, Hitler und, scheinbar aus dem Rahmen fallend, das Libretto für ein Ballett von Johann Kresnik. Gerade diese Breite des Interesses und seine Offenheit machten Stierlin zu einem Vorbild für jüngere Kollegen, die sich nicht in ein enges biologisch-psychiatrisches oder Hinter-Couch-Rollenbild fügen wollten. Sein Tod ist zweifellos ein großer Verlust für die gesamte Psychotherapie und Psychiatrie.

Autor

Prof. Dr. Fritz B. Simon

fbsimon@t-online.de

Am 22. September 2021 ist der systemische Paartherapeut, Autor und Ausbilder Hans Jellouschek im Alter von 82 Jahren gestorben. Zur Erinnerung an diesen wichtigen Menschen, der mich und auch viele meiner Kollegen ausgebildet und geprägt hat, veröffentlichen wir hier noch einmal Auszüge aus einem Interview, das ich im Jahr 2000 mit ihm geführt habe.¹ – Danke, Hans!

U. L.: *Deine zahlreichen Veröffentlichungen und Deine theapeutische Praxis in den letzten 15 Jahren kreisen um das Thema „Paartherapie“. Wie hat sich die Konzentration auf diesen Arbeitsschwerpunkt bei Dir entwickelt?*

H. J.: Dafür dass Paartherapie zum Kern meiner Arbeit geworden ist, gab es einen äußeren und einen inneren Anlass: Ich habe in der kirchlichen Erwachsenenbildung gearbeitet – mein Bereich war die theologische Erwachsenenbildung - und ich habe dabei immer den Eindruck gehabt, ich dränge den Leuten etwas auf, statt ihnen unterstützend behilflich zu sein. Das hat mich dazu gebracht, mich immer mehr mit den Fragen zu beschäftigen, von denen ich den Eindruck hatte, dass sie die Leute wirklich interessieren. Aus dieser Motivation heraus habe ich dann eine Eheberater-Ausbildung gemacht, die von kirchlicher Seite als Fortbildung angeboten wurde und die für mich als Theologe, Nicht-Psychologe und Nicht-Mediziner die nächstliegende Möglichkeit war, in einem psychotherapeutischen Bereich überhaupt tätig werden zu können; denn es gab auch Beratungsstellen, wo man mit dieser Ausbildung einen Arbeitsplatz finden konnte. Es hat aber noch einen inneren Grund gegeben: Ich habe in dieser Zeit in einer sehr schwierigen und komplizierten Beziehung gelebt und die Eheberater-Ausbildung zu machen, war – glaube ich - auch eine Art Selbstheilungsversuch.

In der Zwischenzeit habe ich schon ein paar Mal den Versuch gemacht, im therapeutischen Bereich auch andere Schwerpunkte zu setzen; aber dadurch dass meine Bücher so erfolgreich sind, werde ich immer wieder auf paartherapeutische Fragen angesprochen und durch die Anfrage von außen immer wieder auf diesen Schwerpunkt zurückgeführt, was mir zeigt, dass es in diesem Bereich einen ganz großen Bedarf gibt. Und natürlich finde ich diese Arbeit auch immer wieder spannend, interessant und faszinierend.

.. U. L.: *Von Haus aus bist Du ja Theologe, denen ja in der Regel ein eher konservatives Verhältnis zu den Lebensbereichen Familie, Ehe und Partnerschaft zugeschrieben wird. Welche Verbindungslinien siehst Du zwischen Deiner theologischen und Deiner paartherapeutischen Arbeit?*

H. J.: Ich selbst habe während meines Theologiestudiums in Auseinandersetzung mit dem christlichen Glauben einen ganz starken Befreiungsprozess erlebt, und ich habe die christliche Tradition als etwas kennen gelernt, wo es um die Befreiung des Menschen geht. Dann aber habe ich gemerkt, dass innerhalb der verobjektivierten Lehre, innerhalb der verfassten Kirche und innerhalb des kirchlichen Betriebes eigentlich oft das Gegenteil erreicht wird. Und dieser Impuls

– es geht mir um die eigene Befreiung und es geht mir um die Befreiung der Menschen – hat mich dazu geführt, mich intensiv mit Psychologie und Therapie auseinanderzusetzen, weil ich den Eindruck hatte, dass das da passiert, wovon in der kirchlichen Verkündigung geredet wird.

... U. L.: *Du bist sowohl Transaktionsanalytiker als auch Systemiker. Wie verbindest Du diese beiden Ansätze in Deiner paartherapeutischen Arbeit miteinander?*



H. J.: Bei mir ist es so, dass ich als erstes eine tiefenpsychologisch orientierte Eheberaterausbildung und dann eine Transaktionsanalyse-Ausbildung gemacht habe. Mit dem systemischen Ansatz bin ich dadurch bekannt geworden, dass ich damals eine Familienberatungsstelle geleitet habe. Hinzu kam, dass damals auch meine Beziehung zu Margarete Kohaus begonnen hat, die ich dann auch geheiratet habe und die eine Ausbildung im Institut in Weinheim als systemische Therapeutin hatte. Und da wir auch angefangen haben, zusammen zu arbeiten, bin ich mit dem systemischen Ansatz in Kontakt gekommen. Für mich besteht zwischen den beiden Ansätzen schon eine gewisse Spannung; denn den transaktionsanalytischen Ansatz erlebe ich schon als vorwiegend individuum-zentriert, während ich den systemischen Ansatz sehr viel stärker als beziehungs- und system-zentriert erlebe. Bei der Transaktionsanalyse spielt allerdings sehr viel stärker als beim traditionellen tiefenpsychologischen Ansatz die Frage eine Rolle, was ein soziales System – eine Gruppe z.B. – beim einzelnen auflöst. Der einzelne wird also schon mehr in seinem sozialen Kontext gesehen, allerdings dann doch mit einer deutlich individuum-zentrierten Fragestellung. Auf der anderen Seite wird in der systemischen Arbeit heutzutage wieder sehr viel stärker auch der einzelne als System gesehen, d.h. der intrapsychischen Dynamik wird heutzutage eine größere Bedeutung beigemessen. Durch diese Entwicklung haben sich für mich beide Ansätze immer mehr zu ergänzen begonnen, wenn auch weiterhin die Transaktionsanalyse für mich mehr für die intrapsychische Dynamik und die Arbeit mit der Geschichte des einzelnen steht und die systemi-

¹ Das gesamte Interview wurde bereits in der Zeitschrift „Gestalttherapie“ Heft 2/2000 S. 54 ff veröffentlicht.

46 | Interview

sche Arbeit mehr für die Zentrierung aufs Hier und Jetzt und auf das derzeitige soziale System.

U. L.: *Du spielst auf Veränderungen im Rahmen der systemischen Therapie an, die sich in den letzten Jahren abzeichnen. Aus meiner Sicht verändert sich der systemische Ansatz dahingehend, dass die durch die Mailänder Schule vorgezeichnete vorherrschende Ausrichtung auf Kognition und sprachliche Interventionen aufgeweicht und die Bedeutung der Gefühle für den therapeutischen Prozess mehr in den Vordergrund gerückt wird. Welche Bedeutung hat diese Entwicklung für die Arbeit mit Paaren?*

H. J.: Ich war nie ein Anhänger einer systemischen Richtung, die in erster Linie kognitiv und strategisch arbeitet, sondern durch meinen tiefenpsychologischen und transaktionsanalytischen Hintergrund habe ich immer sehr stark den emotionalen Bereich mit einbezogen auch mit erlebnisorientierten Methoden - vor allem auch in Paar-Gruppen - gearbeitet. Für mich hat es da nie ein Entweder-Oder gegeben, sondern beide Bereiche haben sich für mich von Anfang an ziemlich nahtlos miteinander verbunden. Ich habe die Individuum-zentrierte Arbeit, auch die mehr erlebnisorientierte oder mehr auf die Gefühlsebene gerichtete Arbeit immer mit einbezogen, weil ich das einfach von meiner Einzeltherapeutischen Ausbildung her gewohnt war. Und ich erlebe das als Erleichterung und Bereicherung, dass im systemischen Bereich selber diese Themen wieder neu aufgegriffen werden.

U. L.: *Das verändert natürlich auch die Rolle des Therapeuten grundlegend, wenn er sich nicht mehr nur als Verhaltensingenieur versteht, der mit seinen Interventionen von außen die Strategien des Klientensystems durchkreuzt, sondern den therapeutischen Prozess als Begegnung begreift, wo er ein affektives Bündnis mit seinen Klienten eingeht. Was bedeutet das für Deine Arbeit mit Paaren?*

H. J.: In einer bestimmten Richtung der systemischen Therapie ist ‚Neutralität‘ als die richtige Haltung des Therapeuten beschrieben worden, d.h. dass der Therapeut nicht entweder auf die eine oder auf die andere Seite geht. Das ist aber dann oft so verstanden und auch geübt worden, dass der Therapeut in einer relativ distanzierten Haltung steht, wenig Empathie zeigt und aus einer gewissen Distanz heraus dann seine Interventionen setzt. Das war mir von meiner eigenen therapeutischen Tradition her nie eine sympathische Haltung und wird auch heutzutage immer mehr aufgegeben; und ich glaube auch, dass auch im systemischen Bezugsrahmen The-

rapie nur dann wirksam ist, wenn der Therapeut eine engagierte Haltung zeigt. Statt des Begriffs der ‚Neutralität‘ gefällt mir die Bezeichnung vom Helm Stierlin von der ‚Allparteilichkeit‘ sehr viel besser; denn darin kommt zweierlei zum Ausdruck: nämlich zum einen, dass der Therapeut nicht parteiisch sein soll, was natürlich in der Paartherapie eine große Gefahr ist; zum anderen aber, dass er sich für beide gleichermaßen engagiert einsetzt, sich also emotional sowohl auf den einen als auch auf den anderen einlässt, und das aus einer grundlegend wohlwollenden Haltung beiden Partnern gegenüber. Für mich ist also eine neutrale therapeutischen Haltung nicht angemessen. Statt neutraler Distanz ist die bessere Haltung für mich, dass der Therapeut sich emotional engagiert für die Anliegen, Nöte und Wünsche der Partner aneinander und an das Leben und all das unterstützt, was dem Leben Impulse gibt und was dazu drängt, dass die beiden Partner intensiver leben und ein besseres Leben führen können.

U. L.: *Für einzeltherapeutische Prozesse wird ja häufig beschrieben, dass die Beziehung zwischen Therapeut und Klient an sich etwas Heilsames hat. Würdest Du das entsprechend auch für die Paartherapie sagen, dass wenn Deine Beziehung zu dem Paar gut ist, das auch für die Beziehung heilsam sein kann?*

H. J.: Auf jeden Fall. Wenn sich das Paar bei dem Therapeuten gut aufgehoben fühlt, ist das ein wesentliches Element, das Veränderung bewirkt. Natürlich ist der Aufbau einer wirklich guten Beziehung zu einem Paar ist etwas anderes als der Aufbau einer Einzelbeziehung zu einer einzelnen Person. Bei der Paartherapie geht es ja nicht nur darum, zu einem einzelnen Menschen eine gute Beziehung aufzubauen, sondern ich muss die Beziehung, die die beiden zueinander haben, in irgendeiner Weise auch mögen, ich muss also sozusagen dieses Paar als Paar mögen; was die beiden als Paar darstellen, das muss ich in irgendeiner Form achten und schätzen können, bei all dem, was ich auch an Schwierigkeiten sehe. Sonst glaube ich, kann ich ihnen nicht die emotionale Grundlage geben, auf der Entwicklung möglich wird. Und das ist natürlich nicht immer ganz einfach und auch nicht immer möglich.

.. U. L.: *Mit einer personenzentrierten Perspektive nähert sich der systemische Ansatz an andere personenzentrierte Therapieansätze wie z.B. den Gestaltansatz an, in dem ja schon immer das dialogische Moment der Begegnung und die grundlegende Bedeutung der Gefühle für den therapeutischen Prozess betont worden ist. In-*

wieweit verarbeitest Du in Deiner paartherapeutischen Arbeit die Ansätze der verschiedenen, sich teilweise ergänzenden, teilweise sich aber auch widersprechenden und miteinander konkurrierenden therapeutischen Schulen?

H. J.: Für mich ist der systemische Ansatz der umfassendste Ansatz, den ich kenne, wobei ‚systemisch‘ für mich heißt, das Einzelne im relevanten Kontext sehen; denn jedes Wesen, dem wir begegnen, steht in irgendeinem Zusammenhang, mit dem es eine wechselseitige Beeinflussung gibt. Insofern ist das, was im Gestalt-Ansatz der Zusammenhang von Organismus und Feld genannt wird, für mich auch eine systemische Sichtweise. Wenn ich aber das menschliche Leben in seinem relevanten Kontext sehe, dann gehört für mich sein geschichtlicher Kontext und deren drei Dimensionen mit dazu: die Gegenwart, - das Hier und Jetzt - die Vergangenheit und die Zukunft. Menschen systemisch zu betrachten heißt für mich also, sie nicht nur in ihrem gegenwärtigen Kontext zu betrachten, sondern auch in ihrem Vergangenheits-Kontext und in ihrem zukünftigen Kontext, d.h. der Frage nachzugehen, inwiefern Vergangenes in die Gegenwart hineinspielt und inwiefern auch die erhoffte oder befürchtete Zukunft die Gegenwart beeinflusst. Das heißt für mich systemisch. Und in diesem Begriff von ‚systemisch‘ können alle therapeutischen Ansätze einen Platz haben, weil sie nämlich entweder auf das Individuum in seinem gegenwärtigen Zusammenhang fokussieren oder auf das Individuum fokussieren, insofern es von seiner Geschichte und von den Systemen seiner Geschichte beeinflusst ist, oder auf das Individuum fokussieren, insofern es von Hoffnungen und Wünschen in Hinblick auf die Zukunft bestimmt ist. Diese umfassende systemische Sichtweise kann dann in der konkreten Arbeit mit den Paaren von gestalttherapeutischem Gedankengut oder transaktionsanalytischem oder psychoanalytischem Gedankengut noch zusätzlich bestimmt werden. Das halte ich dann für eine Bereicherung.

U. L.: *Auch die Gestalttherapie hat sich in den letzten Jahren weiterentwickelt, indem sie sich zunehmend nicht mehr nur traditionell als ‚Eins-zu-eins-Therapie‘ versteht, sondern mehr und mehr die Person wieder als eingebettet in das Organismus-Umwelt-Feld begreift. Auf diesem Hintergrund wird in letzter Zeit auch die Paartherapie von Gestalttherapeuten wiederentdeckt. Welche Aspekte der Pragmatik des Gestalt-Ansatzes erscheinen Dir für die Arbeit mit Paaren interessant?*

H. J.: Ein ganz zentraler Punkt ist sicher die Konzentration auf das Hier und Jetzt. Was ich auch als wichtig erlebe, ist das Konzept von Figur und Hintergrund - also die Fragestellung, was schiebt sich im Moment in den Vordergrund und was versinkt wieder im Hintergrund - und die Idee, dass es nur sinnvoll ist, mit dem zu gehen, was jetzt im Vordergrund ist, was also im Hier und Jetzt relevant wird. Außerdem spielt in meinem Konzept die Vorstellung der unerledigten Gestalt eine wichtige Rolle, der Gedanke, dass eine unabgeschlossene Gestalt sich immer wieder aufdrängt und sozusagen zu einer Wiederholung drängt, mit der inneren Tendenz, dass die Gestalt geschlossen wird, damit sie dann im Hintergrund versinken kann und man frei wird für die Gegenwart und für die Zukunft. Das ist ein Gedanke, der mir sehr vertraut ist und den ich auch sehr nützlich erlebe, um relevante Phänomene zu fassen. Und was ich auch als sehr hilfreich erlebe, das sind natürlich einzelne methodische Elemente, wie Rollenspielelemente oder auch die Arbeit mit dem leeren Stuhl. Da hat ja die Gestalttherapie viele erlebnisorientierte Methoden entwickelt, um z.B. Vergangenheitsthemen in die Gegenwart zu holen, die in einem Paar-kontext sehr gut einbaubar sind.

U. L.: *Eine Gemeinsamkeit systemischen und gestalttherapeutischen Denkens ist die Skepsis gegenüber traditionellen diagnostischen Schemata. Welches sind die für Dich wesentlichen diagnostischen Kriterien, die Du in der Paartherapie nutzt?*

H. J.: Für mich ist natürlich die tiefenpsychologische Diagnostik als Hintergrund etwas ganz Wichtiges, wobei ich die Gefahr der Etikettierung dabei sehe und darauf achte, dass ich dieser Gefahr nicht erliege. Worauf ich aber in der Paartherapie eher schaue, das ist die Frage, welche Dynamik sich zwischen dem Paar entwickelt, was die beiden miteinander inszenieren. Ich schaue also eher auf solche Aspekte: Wie verteilt sich bei den beiden die Polarität von Autonomie und Bindung, die Polarität von Dominanz und Unterordnung, also die Dimension der Macht, und die Polarität von Geben und Nehmen, also die Dimension des affektiven Austausches. Wie das Paar mit diesen Polaritäten umgeht, hat natürlich sehr viel zu tun mit den inneren Mustern, die die einzelnen aus den Herkunftsfamilien mitbringen, also mit der Beziehungsdynamik der Herkunftsfamilien. Häufig ist es sozusagen das internalisierte Familiensystem oder Paarsystem, das die beiden in der jetzigen Situation mit ihrem Partner reinszenieren. Um

das zu verstehen, spielt für mich dann die tiefenpsychologische Diagnostik eine Rolle, aber es ist mir ebenso wichtig, immer auch den systemischen Zusammenhang zu sehen. Also insofern ist sowohl eine familiendynamische oder paardynamische Diagnostik im Hier und Jetzt für mich wichtig, als auch die Aspekte aus der Vergangenheit und der Herkunftsfamilie, wie solche internalisierten Muster in der jetzigen Situation wieder aktuell werden.

U. L.: *Ein Kennzeichen gestalttherapeutischen Arbeitens ist die experimentelle und erlebnisaktivierende Ausrichtung im Hier und Jetzt, wie sie sich im Rahmen der systemischen Arbeit z.B. in Virginia Satirs Familienskulpturen oder in Bert Hellingers Aufstellungen findet. Inwieweit verwendest Du solche Elemente in Deiner Arbeit? Was sind aus Deiner Perspektive die Grenzen und Möglichkeiten von intra- oder interpersonellen Inszenierungen?*

H. J.: Ich arbeite ja mit einzelnen Paaren und mit Paargruppen. Und in beiden Settings halte ich auf jeden Fall die Themen die mit Familienskulpturen oder –aufstellungen verbunden sind, für sehr wichtig: Fast in jeder Paartherapie spielt das Thema eine Rolle, inwiefern Muster aus den Herkunftsfamilien in der jetzigen Paarbeziehung wiederholt werden. Das zu sehen, das zu erkennen und das zu spüren hat einen großen Wert für das Paar und für den einzelnen, um z.B. für das, was sich jetzt in seiner Beziehung abspielt, auch den eigenen Anteil zu übernehmen und es nicht einfach dem Partner in die Schuhe zu schieben. Was die Methoden angeht, erlebe ich es immer wieder so, dass die Situation in Paargruppen mich stärker dazu anregt, mit erlebnisorientierten Elementen zu arbeiten, als die Situation mit einem einzelnen Paar. Ich kann das nicht theoretisch begründen, aber ich sehe bei mir selber immer wieder, dass ich im Setting einer Gruppe eher anfangs, z.B. mit dem leeren Stuhl zu arbeiten oder psychodramatische Elemente einzubeziehen oder Skulpturen und Aufstellungen machen zu lassen, als mit einzelnen Paaren.

.. U. L.: *Zum Schluss noch ein paar ganz praktische Fragen nach den Rahmenbedingungen von Paartherapie, die sich aus Deiner Erfahrung heraus bewährt haben. Z. B.: Welche organisatorischen und inhaltlichen Verabredungen zu Beginn der Paartherapie hältst du für sinnvoll und notwendig, wie häufig kommen Paare zu Dir in Therapie? Hast Du gestaffelte Preise je nach Einkommen Deiner Klienten?*

H. J.: Von den Rahmenbedingungen her scheint

es mir sehr wichtig zu sein, klare formale Verträge zu schließen, also z.B. gleich am Anfang zu sagen, wie lang eine Stunde dauert, wie hoch die Kosten sind und in welchen Abständen die Therapiesitzungen sein sollen. Ich mache immer etwa 5 Termine im Vorhinein aus, weil es mir wichtig ist, einen Rahmen zu haben, in dem sich etwas entfalten kann: Dann weiß ich z.B., von September bis Dezember ist dieses Paar bei mir in Therapie, und auch das Paar weiß, in dieser Zeit sind wir in Therapie, und sieht eine konkrete Wegstrecke vor sich. Das schafft eine gewisse Kontinuität. - Was die Bezahlung angeht, da habe ich einen festen Satz, wobei ich durchaus dann bereit bin, mit dem Preis auch runterzugehen, wenn ich weiß, dass das für jemand sehr schwierig ist; grundsätzlich gefällt mir aber die Idee einer Preisstaffelung sehr gut.

– Mir ist es sehr wichtig, am Anfang schon einen Fokus zu finden, mit dem Paar zusammen herauszuarbeiten, worum es gehen soll, und dieses Ziel dann auch anzusteuern; natürlich kann sich das Ziel im Laufe der Zeit auch wieder verändern, aber mir ist es wichtig, dass immer klar ist, worauf wir eigentlich hinarbeiten. Das heißt für mich auch: Wenn ich den Eindruck habe, dass von dem Paar die Bedeutung oder das Gewicht ihres Problems eher unterschätzt wird und von mir eine Art Schnellschussverfahren erwartet wird, im Sinne einer Gegensteuerung zu sagen, dass sich so etwas sicher nicht von heute auf morgen lösen lässt und dass es wichtig ist, dass sich das Paar auf einen längeren Prozess einstellt. Für mich hat es sich herauskristallisiert, dass eine Paartherapie insgesamt etwa 15 bis 20 Termine umfasst und die Paare im Durchschnitt alle vier Wochen kommen, so dass die Gesamtdauer einer Paartherapie durchschnittlich zwischen 1 ½ und 2 Jahren liegt. Das ist also eine niedrigfrequente Art zu arbeiten, mit relativ großen Abständen, aber von der Gesamtdauer her ist es doch ein relativ langer Prozess.

U. L.: *Ich danke dir für dieses Gespräch.*

Gestalt-Institut Frankfurt am Main



Gestalt-Institut Frankfurt am Main e.V. (GIF)

Wilhelm-Hauff-Str. 5
60325 Frankfurt/Main

Bürozeiten:

Montag - Mittwoch, Freitag 10.00 - 13.00 Uhr
Sekretariat: Tanja Robert

Fon: 069 - 74 06 99

Fax: 069 - 74 87 22

E-mail: info@gestalt-institut-frankfurt.de

Internet: www.gestalt-institut-frankfurt.de

und unsere Zweigstellen:

Gestalt-Institut Karlsruhe (GIK)

Nowackanlage 15
76137 Karlsruhe

Fon: 0176 - 884 639 28

Email: info@gestalt-institut-karlsruhe.de

Internet: www.gestalt-institut-karlsruhe.de

Gestalt-Institut Rhein-Ruhr (GIRR)

Siegstr. 15
47051 Duisburg

Fon: 0203 - 36 29 90

Fax: 0203 - 393 47 48

Email: info@gestalt-institut-rhein-ruhr.de

Internet: www.gestalt-institut-rhein-ruhr.de

Gestalt-Institut Tübingen (GIT)

Wilhelmstr. 3
Museum Tübingen
72074 Tübingen

Fon: 07071 - 146 38 25

Email: kontakt@gestalt-institut-tuebingen.de

Internet: www.gestalt-institut-tuebingen.de

Mitgliedschaften des GIF:

Deutsche Vereinigung für Gestalttherapie (DVG)

Wissenschaftlicher Beirat GIF:

Dr. phil. Renate Becker (Berlin)

Dr. med. René Gottschalk (Frankfurt/M)

Prof. Dr. phil. Jürgen Kriz (Osnabrück)

Prof. Dr. med. Cornelia Krause-Girth (Frankfurt/M)

Lic. Phil. Dr. theol. Hans Jellouschek (Ammerbuch)

Dr. rer. nat. Günter Ottersbach (Hamburg)

PD Dr. med. Arnold Retzer (Heidelberg)